



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)



## **OTHERLAND**

Stadt der goldenen Schatten (Band 1)

Fluss aus blauem Feuer (Band 2)

Berg aus schwarzem Glas (Band 3)

Meer des silbernen Lichts (Band 4)

TAD WILLIAMS, geboren 1957 in Kalifornien, ist Bestsellerautor und für seine epischen Fantasy- und Science-Fiction-Reihen, darunter »Otherland«, »Shadowmarch«, und »Das Geheimnis der Großen Schwerter« bekannt. Seine Bücher, die Genres erschaffen und bisherige Genre-Grenzen gesprengt haben, wurden weltweit mehrere zehn Millionen Male verkauft.

TAD WILLIAMS

# OTHER LAND

BAND 1

STADT DER  
GOLDENEN SCHATTEN

Aus dem Englischen übersetzt  
von Hans-Ulrich Möhring

KLETT-COTTA

Der vorliegende Text, welcher erstmals 1998 übersetzt erschienen ist, enthält diskriminierende Begriffe und Zuschreibungen, die heute nicht mehr verwendet werden. Oft sind diese Begriffe und Zuschreibungen literarisch als Haltung handelnder Personen oder als generelles Klischee kontextualisiert. Aus Gründen der sprachlichen Authentizität und um Urheberrechte nicht zu verletzen, haben wir auf tiefgehende Eingriffe in die Übersetzung verzichtet.

Hobbit Presse

[www.hobbitpresse.de](http://www.hobbitpresse.de)

J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: [produktsicherheit@klett-cotta.de](mailto:produktsicherheit@klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Otherland 1.

City of Golden Shadow« im Verlag DAW Books, New York

© 1996 by Tad Williams

Für die deutsche Ausgabe

© 1998, 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes

für Text und Data Mining i.S.v. §44b UrhG vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung der Daten des Originalverlags,

Illustration: © Michael Whelan

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96738-8

Dieses Buch ist meinem Vater Joseph  
Hill Evans gewidmet, von Herzen.

Eigentlich liest Vater keine Romane,  
deshalb sollte ihm jemand Bescheid  
sagen, sonst wird er nie davon erfahren.

# INHALT

Vorbemerkung des Autors . . . . .	9
-----------------------------------	---

Vorspann . . . . .	11
--------------------	----

## Eins > Das Universum nebenan

1 Mister Jingos Lächeln . . . . .	35
2 Der Flieger . . . . .	64
3 Graues Leersignal . . . . .	72
4 Das Leuchten . . . . .	98
5 Ein Weltbrand . . . . .	110
6 Niemandsland . . . . .	131
7 Der gerissene Faden . . . . .	147
8 Dread . . . . .	170
9 Verrückte Schatten . . . . .	180

## Zwei > Der Traum des roten Königs

10 Dornen . . . . .	213
11 Im Innern der Bestie . . . . .	236
12 Hinter den Spiegeln . . . . .	263
13 Elentochters Sohn . . . . .	293
14 Die Stimme seines Herrn . . . . .	317
15 Freunde hoch oben . . . . .	333
16 Der tödliche Turm des Senbar-Flay . . . . .	361
17 Besuch von Jeremiah . . . . .	386
18 Rot und Weiß . . . . .	413
19 Fragmente . . . . .	433
20 Seth . . . . .	458
21 Die Leiter hinauf . . . . .	482
22 Gear . . . . .	509
23 Der Einsiedlerkrebs . . . . .	534

## Drei > Anderswo

24	Unter zwei Monden . . . . .	555
25	Hunger . . . . .	584
26	Jäger und Gejagte . . . . .	601
27	Die Braut des Morgensterns . . . . .	627
28	Wiedersehen mit dem Onkel . . . . .	657
29	Sarg aus Glas . . . . .	682
30	In des Kaisers Garten . . . . .	703
31	Lichtlose Räume . . . . .	729
32	Der Tanz . . . . .	744

## Vier > Die Stadt

33	Der Traum eines anderen . . . . .	777
34	Schmetterling und Kaiser . . . . .	807
35	Der Herr von Temilún . . . . .	836
36	Die singende Harfe . . . . .	862
37	Johnnys Dreh . . . . .	873
38	Ein neuer Tag . . . . .	892
39	Blaues Feuer . . . . .	925

Dank . . . . .	937
----------------	-----



## VORBEMERKUNG DES AUTORS

Die Ureinwohner Südafrikas sind unter vielen Namen bekannt – als San, Basarwa, Remote Area Dwellers (im derzeitigen südafrikanischen Behördenjargon) und im allgemeineren Gebrauch als Buschleute oder Buschmänner.

Ich gebe gern zu, dass ich mir bei meiner Darstellung des Lebens und der Anschauungen der Buschleute in diesem Roman große Freiheiten erlaubt habe. Die Buschleute haben keine monolithische Überlieferung – jede Gegend und manchmal jede Großfamilie kann ihre eigenen fesselnden Mythen haben – und keine einheitliche Kultur. Ich habe Buschmanngedanken, -lieder und -geschichten vereinfacht und manchmal abgewandelt. Die Literatur stellt ihre eigenen Forderungen.

Aber die alten Traditionen der Buschleute sind am Aussterben. Eine meiner fragwürdigsten Entstellungen der Wahrheit könnte letzten Endes die schlichte Annahme sein, dass in der Mitte des Einundzwanzigsten Jahrhunderts *überhaupt* noch jemand übrig sein wird, der das Jäger- und Sammlerleben im Busch weiterführt.

Aber bei allem Herumdoktern an der Wahrheit habe ich mich bei meiner Darstellung doch nach Kräften um innere Genauigkeit bemüht. Sollte ich jemanden beleidigt oder ausgenutzt haben, wäre ich gescheitert. Meine Absicht ist es in erster Linie, eine Geschichte zu erzählen, aber wenn die Geschichte zur Folge hätte, dass einige Leser mehr über die Buschleute und über eine Lebensweise erfahren, die keiner von uns achtlos vom Tisch wischen darf, so wäre ich darüber sehr glücklich.

# VORSPANN

> Im Schlamm fing es an, wie so vieles.

In einer normalen Welt wäre Frühstückszeit gewesen, aber in der Hölle wurde offenbar kein Frühstück serviert; das Bombardement, das vor Tagesanbruch losgegangen war, sah nicht danach aus, als wollte es nachlassen. Dem Gefreiten Jonas stand der Sinn ohnehin nicht nach Essen.

Bis auf die kurze Zeit des panischen Rückzugs über ein Stück schlammiger Erde, das wüst und verkratert war wie der Mond, hatte Paul Jonas diesen ganzen vierundzwanzigsten Tag des Monats März 1918 genauso zugebracht wie die drei Tage davor und wie den Großteil der letzten paar Monate – zitternd zusammengekauert im kalten, stinkenden Schleim irgendwo zwischen Ypern und St. Quentin, betäubt von dem schädelerschütternden Donner der schweren deutschen Geschütze, blindlings zu Irgend Etwas betend, woran er längst nicht mehr glaubte. Er hatte Finch und Mullet und den Rest der Einheit im Chaos des Rückzugs irgendwo verloren – hoffentlich, dachte er, hatten sie wohlbehalten einen anderen Teil der Gräben erreicht, aber es fiel schwer, sehr weit über das eigene Fleckchen Elend hinauszudenken. Die ganze Welt war nass und pappig. Die aufgerissene Erde, die skelettartigen Bäume und Paul selbst waren alle reichlich von dem Nieselschleier besprüht worden, der jedes Mal langsam niederging, wenn wieder etliche Hundert Pfund rotglühenden Metalls in einer Schar Menschen explodiert waren.

Roter Nebel, graue Erde, der Himmel fahl wie alte Knochen: Paul Jonas war in der Hölle – aber es war eine ganz besondere Hölle. Nicht alle darin waren schon tot.

Einer ihrer Bewohner etwa, stellte Paul fest, ließ sich weiß Gott Zeit mit dem Sterben. Dem Klang seiner Stimme nach zu urteilen konnte der Mann nicht weiter als zwei Dutzend Meter entfernt sein, aber er hätte genauso gut in Timbuktu sein können. Paul hatte keine Ahnung,

wie der verwundete Soldat aussah – seinen Kopf aus eigenem Antrieb über den Rand des Schützengrabens zu heben, war nicht minder undenkbar, als aus eigener Willenskraft zu fliegen –, aber was er nur allzu gut kannte, war die Stimme des Mannes, die seit einer vollen Stunde fluchte, schluchzte und vor Schmerzen wimmerte und jede kleine Pause zwischen dem Kanonengebrüll ausfüllte.

Die übrigen Männer, die während des Rückzugs getroffen worden waren, hatten alle den Anstand besessen, rasch zu sterben oder wenigstens leise zu leiden. Pauls unsichtbarer Kamerad hatte nach seinem Feldwebel, nach seiner Mutter und nach Gott geschrien, und als keiner davon kam, hatte er einfach so weitergeschrien. Er schrie immer noch, ein schluchzendes, wortloses Heulen. Nachdem er ein gesichtsloser Landser wie Tausende anderer gewesen war, schien der Verwundete jetzt entschlossen zu sein, jedermann an der Westfront zum Zeugen seines Sterbens zu machen.

Paul hasste ihn.

Das schreckliche Krachen der Einschläge verstummte. Ein göttlicher Moment der Stille trat ein, bis der Verwundete wieder anfang zu kreischen; er piffte wie ein kochender Hummer.

»Hast du mal Feuer?«

Paul drehte sich um. Helle biergelbe Augen starrten neben ihm aus einer Schlammmaske heraus. Die Erscheinung, auf Händen und Knien kauern, hatte einen Feldmantel an, der so zerschlissen war, dass er aus Spinnweben zu bestehen schien.

»Was?«

»Hast du mal Feuer? Ein Streichholz?«

Die Normalität der Frage inmitten von so viel Irrealem überraschte Paul dermaßen, dass er nicht wusste, ob er richtig gehört hatte. Die Gestalt hob eine Hand hoch, nicht minder schlammig als das Gesicht, und hielt ihm ein schlankes weißes Röhlchen vor die Nase, so strahlend sauber, als wäre es eben vom Mond gefallen.

»Hörst du schlecht, Mensch? Feuer?«

Paul langte in seine Tasche und fummelte mit tauben Fingern darin herum, bis er eine Schachtel Streichhölzer gefunden hatte, in verblüffend trockenem Zustand. Der verwundete Soldat fing an, noch lauter zu heulen, einen Steinwurf entfernt in der Wüste verloren.

Der Mann im abgerissenen Feldmantel ließ sich an die Wand des Grabens zurückkippen und schmiegte die Krümmung seines Rückens in den schützenden Schlamm, dann zerpfückte er die Zigarette behutsam in zwei Teile und gab einen davon Paul. Als er das Streichholz anzündete, neigte er lauschend den Kopf.

»Gütiger Himmel, schreit der da oben immer noch!« Er gab die Streichhölzer zurück und hielt die Flamme still, damit Paul seine Zigarette auch anzünden konnte. »Hätte der Fritz ihm doch richtig eine verpassen können, dann hätten wir wenigstens ein bisschen Frieden.«

Paul nickte. Schon das war eine Anstrengung.

Sein Gefährte reckte das Kinn hoch und ließ ein Rauchfähnchen entweichen, das sich um den Rand seines Helms ringelte und sich vor dem stumpfen Morgenhimmel in Luft auflöste. »Hast du je das Gefühl ...?«

»Gefühl?«

»Dass es ein Irrtum ist.« Der Fremde bedeutete mit einer Kopfbewegung die Schützengräben, die deutschen Kanonen, die ganze Westfront. »Dass Gott auf und davon ist oder ein Nickerchen macht oder sonst was. Hoffst du nicht auch manchmal, dass er eines Tages runterschaut und sieht, was hier los ist, und ... und was dagegen unternimmt?«

Paul nickte, obwohl er sich die Sache noch nie so genau überlegt hatte. Aber er hatte die Leere des ewig grauen Himmels empfunden, und hin und wieder hatte er das merkwürdige Gefühl gehabt, aus weiter Ferne auf das Blut und den Schlamm hinunterzuschauen und die mörderischen Kampfhandlungen mit dem inneren Abstand eines Mannes zu betrachten, der vor einem Ameisenhaufen steht. Gott konnte nicht zuschauen, soviel war sicher; wenn doch, und wenn er die Dinge gesehen hatte, die Paul Jonas gesehen hatte – Männer, die tot waren, aber es noch nicht wussten, sondern hektisch versuchten, ihre hervorquellenden Eingeweide in ihre Feldjacken zurückzustopfen; geschwollene und fliegenbesudelte Leichen, die tagelang unbestattet wenige Meter von Freunden entfernt lagen, mit denen sie gesungen und gelacht hatten –, wenn er das alles gesehen hatte, ohne einzugreifen, dann musste er verrückt sein.

Aber Paul hatte noch niemals auch nur einen Moment lang geglaubt, dass Gott die winzigen Kreaturen, die sich zu Tausenden auf einem

zerbombten Schlammfeld abschlachteten, retten würde. Das war einfach zu märchenhaft. Bettelknaben heirateten keine Prinzessinnen; sie starben in verschneiten Straßen oder dunklen Gassen ... oder in schlammigen Schützengräben in Frankreich, während der alte Papa Gott sich gründlich ausschließte.

Er raffte sich zu einer Frage auf. »Irgendwas gehört?«

Der Fremde zog inbrünstig an seiner Zigarette, ohne sich darum zu kümmern, dass die Glut an seinen schlammigen Fingern brannte, und seufzte. »Alles. Nichts. Das Übliche. Der Fritz bricht im Süden durch und wird schnurstracks bis Paris vorstoßen. Oder die Yanks sind jetzt dort, und wir werden sie aufrollen wie nichts und im Juni in Berlin einmarschieren. Die geflügelte Siegesgöttin von Samodingsbums ist am Himmel über Flandern erschienen, dabei hat sie ein Flammenschwert geschwenkt und den Hootchy-cootchy getanzt. Alles Scheiße.«

»Alles Scheiße«, pflichtete Paul bei. Er zog noch mal an seiner Zigarette und ließ sie dann in eine Pfütze fallen. Traurig sah er zu, wie schlammiges Wasser das Papier durchtränkte und die letzten Krümel Tabak darin schwammen. Wie viele Zigaretten würde er noch rauchen, bevor der Tod ihn traf? Ein Dutzend? Hundert? Oder war das vielleicht seine letzte? Er hob das Papier auf und zerknüllte es zwischen Finger und Daumen zu einem festen Kügelchen.

»Danke, Kamerad.« Der Fremde wälzte sich herum und kroch schon durch den Graben davon, als er noch etwas Seltsames über die Schulter rief. »Halt dich bedeckt. Überleg dir mal, wie du rauskommst. Wie du wirklich *raus* kommst.«

Paul erhob die Hand zum Abschiedsgruß, obwohl der Mann ihn gar nicht sehen konnte. Der verwundete Soldat oben brüllte schon wieder, wortlose grunzende Schreie, die sich anhörten, als ob etwas Unmenschliches in den Geburtswehen läge.

Unmittelbar darauf, wie aufgeweckt von einer dämonischen Anrufung, nahmen die Geschütze das Feuer wieder auf.

Paul biss die Zähne zusammen und versuchte sich die Ohren zuzuhalten, aber *immer noch* konnte er den Mann schreien hören; die krächzende Stimme war wie ein heißer Draht, der zum einen Ohr hinein- und zum anderen hinausging und dabei hin- und hersägte. Er hatte in den letzten zwei Tagen vielleicht drei Stunden Schlaf ergattert, und die

rasch näherrückende Nacht würde bestimmt noch schlimmer werden. Warum waren keine Krankenträger losgelaufen, um den Verwundeten zu holen? Die Geschütze schwiegen seit mindestens einer Stunde.

Aber als er darüber nachdachte, ging Paul auf, dass er außer dem Mann, der ihn um Feuer gebeten hatte, niemanden gesehen hatte, seit sie alle heute Morgen aus den vorderen Gräben geflohen waren. Er hatte angenommen, dass nur ein paar Biegungen weiter noch andere saßen, und der Mann mit der Zigarette schien das bestätigt zu haben, aber der Beschuss war so stetig gewesen, dass Paul nicht den Wunsch verspürt hatte, sich vom Fleck zu bewegen. Jetzt, wo seit einer Weile Ruhe herrschte, fragte er sich, wie es um den Rest der Einheit stand. Hatten sich Finch und die Übrigen alle noch weiter zurückgezogen, in irgendwelche früher gebuddelten Löcher? Oder lagen sie bloß ein paar Meter weiter platt am Boden und waren von keinen zehn Pferden aufs offene Schlachtfeld zu bringen, auch nicht für einen Hilfseinsatz?

Er ließ sich auf die Knie fallen, schob den Helm nach hinten, damit er ihm nicht über die Augen rutschte, und kroch in westlicher Richtung los. Obwohl er sich weit unterhalb des Grabenrands hielt, empfand er seine Bewegung als provokativen Akt. In Erwartung eines furchtbaren Schlages von oben zog er die Schultern hoch, aber außer dem unablässigen Jammern des sterbenden Mannes kam nichts.

Zwanzig Meter und zwei Biegungen weiter stieß er auf eine Wand aus Schlamm.

Paul versuchte sich die Tränen wegzuwischen, aber rieb sich dabei nur Schmutz in die Augen. Eine letzte Explosion ertönte droben, und die Erde bebte im Einklang. Ein Klumpen Schlamm an einer der in den Graben ragenden Wurzeln erzitterte, fiel ab und wurde ein nicht zu unterscheidender Teil der allgemeinen Schlammigkeit des Bodens.

Er saß in der Falle. Das war die schlichte, schreckliche Wahrheit. Sofern er sich nicht oben aufs ungeschützte Gelände wagte, konnte er sich nur in seinem abgeschnittenen Stück Schützengraben zusammenkauern, bis ihn eine Granate traf. Er machte sich keine Illusionen, dass er lange genug durchhalten würde, um mit Verhungern rechnen zu müssen. Er machte sich überhaupt keine Illusionen. Er war so gut wie tot. Nie wieder würde er Mullet über die Rationen klagen hören oder den guten alten Finch dabei beobachten, wie er sich den Schnurrbart

mit dem Taschenmesser stutzte. Solche Kleinigkeiten, so nichtig, und doch vermisste er sie schon so sehr, dass es wehtat.

Der Sterbende war immer noch dort draußen und heulte.

*Dies ist die Hölle, drin bin ich, nicht draußen ...*

Wo war das her? Aus einem Gedicht? Der Bibel?

Er knipste sein Halfter auf und zog seine Webley, führte sie vor sein Auge. In dem schwindenden Licht wirkte das Loch im Lauf brunnen-tief, eine Leere, in die er hineinfallen konnte, um nie wieder herauszu-kommen, eine stille, dunkle, Ruhe spendende Leere ...

Paul verzog den Mund zu einem trostlosen kleinen Lächeln, dann legte er vorsichtig den Revolver in seinen Schoß. Es wäre unpatriotisch, zweifellos. Lieber die Deutschen zwingen, ihre teuren Granaten an ihn zu verschwenden. Noch ein paar Arbeitsstunden mehr aus einem Fräulein mit frostblauen Armen an einem Fließband an der Ruhr heraus-schinden. Und überhaupt, Hoffnung gab es immer, oder?

Er fing abermals an zu weinen.

Oben unterbrach der Verwundete einen Augenblick sein Kreischen, um zu husten. Er hörte sich an wie ein Hund, der Prügel kriegte. Paul legte den Kopf nach hinten in den Schlamm und brüllte: »Halt's Maul! Halt um Himmels willen das Maul!« Er holte tief Luft. »Halt endlich dein Maul und *verreck*, verdammt noch mal!«

Von der Tatsache, dass er Gesellschaft hatte, offenbar ermuntert, fing der Mann wieder zu schreien an.

Die Nacht schien ein Jahr oder noch länger zu dauern, Monate der Finsternis, große Blöcke aus unbeweglichem Schwarz. Die Geschütze knatterten und brüllten. Der sterbende Mann heulte. Paul zählte jeden einzelnen Gegenstand, an den er sich aus seinem Leben vor den Schüt-zengräben erinnern konnte, dann fing er wieder von vorne an und zählte abermals. Bei einigen wusste er nur noch die Namen, aber nicht mehr, was die Namen eigentlich hießen. Manche Worte wirkten un-glaublich fremd – »Liegestuhl« war eines, »Badewanne« ein anderes. »Garten« kam in mehreren Liedern im Gesangbuch des Kompaniepfar-rers vor, aber Paul war sich ziemlich sicher, dass das auch etwas Wirk-liches war, und so zählte er es mit.

»Überleg dir mal, wie du rauskommst«, hatte der gelbäugige Mann gesagt. »Wie du wirklich raus kommst.«

Die Geschütze schwiegen. Der Himmel war eine Idee fahler geworden, als ob jemand mit einem schmutzigen Lumpen drübergewischt hätte. Es war gerade so hell, dass Paul den Rand des Schützengrabens sehen konnte. Er kletterte hoch und rutschte so prompt ab, dass er über das Auf und Nieder lachen musste. *Wie du rauskommst*. Er fand mit seinem Fuß eine dicke Wurzel und schwang sich auf den Rand der Feldschanze. Er hatte seine Waffe dabei. Er wollte den fortwährend schreienden Mann umbringen. Viel mehr wusste er nicht.

Irgendwo kam die Sonne hoch, obwohl Paul keine Ahnung hatte, wo genau das sein mochte: Die entstehende Helligkeit war gering und über eine weite, matte Himmelsfläche verschmiert. Unter diesem Himmel war alles grau. Schlamm und Wasser. Er wusste, dass die flachen Stellen das Wasser waren, also musste alles andere Schlamm sein, bis auf die hohen Dinger vielleicht. Ja, das waren Bäume, erinnerte er sich. Waren Bäume gewesen.

Paul stand auf und drehte sich langsam im Kreis. Die Welt ging in allen Richtungen nur wenige Hundert Meter weit, bevor sie im Dunst endete. Er fühlte sich mitten in einem leeren Raum ausgesetzt, so als hätte er sich versehentlich auf eine Bühne verirrt und stände jetzt vor einem schweigenden, erwartungsvollen Publikum.

Doch er war nicht ganz allein. Irgendwo im Leeren stand ein einsamer Baum, eine krallende Hand mit einem verdrehten Stacheldrahtarmband. Etwas Dunkles hing in seinen entblößten Ästen. Paul zog den Revolver und stolperte darauf zu.

Eine menschliche Gestalt hing kopfunter im Baum wie eine weggeworfene Marionette, ein Bein in dem spitzen Winkel zwischen Ast und Stamm verklemmt. Alle ihre Gliedmaßen schienen gebrochen zu sein, und die Arme baumelten mit greifenden Fingern nach unten, als ob der Modder der Himmel wäre und sie zu fliegen gedächte. Die Vorderseite des Kopfes war eine zerfetzte, konturlose Masse, rot und schwarz verbrannt und grau, bis auf ein hell glotzendes gelbes Auge, irr und starr wie ein Vogelauge, das sein langsames Näherkommen beobachtete.

»Ich bin draußen«, sagte Paul. Er hob die Waffe, aber der Mann schrie gerade nicht.



Ein Loch ging in dem verwüsteten Gesicht auf. Es redete. »*Endlich kommst du. Ich habe auf dich gewartet.*«

Paul stierte. Der Revolvergriff war glitschig in seinen Fingern. Sein Arm zitterte vor Anstrengung, oben zu bleiben.

»Gewartet?«

»*Gewartet. So lange gewartet.*« Der Mund, leer bis auf ein paar rot eingelegte weiße Splitter, verzog sich zu einem umgekehrten Grinsen. »*Hast du je das Gefühl ...?*«

Paul zuckte zusammen, als das Schreien wieder losging. Aber es konnte nicht der sterbende Mann sein – *dies hier* war der sterbende Mann. Demnach ...

»Gefühl?«, fragte er und blickte auf.

Die dunkle Form stürzte aus dem Himmel auf ihn zu, ein schwarzes Loch in der stumpfgrauen Luft; sie piffte im Fallen. Der dumpfe Knall der Haubitze folgte einen Moment später, als ob die Zeit sich zurückgewandt und sich selbst in den Schwanz gebissen hätte.

»*Dass es ein Irrtum ist*«, sagte der hängende Mann.

Und dann schlug die Granate ein, und die Welt klappte zusammen: Kniff für Kniff wurde sie lichterloh brennend immer kleiner eingefaltet und dann an den Kanten plattgedrückt, bis alles verschwunden war.

> Nach Pauls Tod wurde alles noch komplizierter.

Er *war* natürlich tot, und er wusste es auch. Was hätte er sonst sein sollen? Er hatte das Haubitzengeschoss vom Himmel auf sich niedergehen sehen, einen flügellosen, augenlosen, atemberaubend modernen Todesengel, stromlinienförmig und unpersönlich wie ein Hai. Er hatte gespürt, wie ein Stoß durch die Welt ging und die Luft Feuer fing, wie der Sauerstoff aus seinen Lungen floh und diese in seiner Brust zu Kruste verkohlten. Es konnte keinen Zweifel geben, dass er tot war.

Aber warum tat ihm der Kopf weh?

Natürlich ließ sich in einem Leben nach dem Tode, in dem die Strafe für eine verpfuschte Existenz ein ewig hämmernder Kopfschmerz war, ein gewisser Sinn sehen. Ein Sinn der grauerhafteren Art.

Paul schlug die Augen auf und blinzelte vor Helligkeit.

Er saß aufrecht am Rand eines riesigen Kraters – eine unbedingt tödliche Wunde, tief in die schlammige Erde gebohrt. Das Gelände

ringsherum war flach und leer. Es gab keine Schützengräben, oder falls doch, waren sie unter dem Auswurf der Explosion begraben; in allen Richtungen sah er nichts als aufgewühlten Schlamm bis zum umschließenden Horizont, wo die Erde selbst im grauschimmernden Dunst verschwamm.

Aber irgendetwas Festes war hinter ihm und gab ihm Halt, und das Druckgefühl im Kreuz und an den Schulterblättern ließ in ihm erste Zweifel aufkommen, ob er sich den Tod nicht zu früh eingebildet hatte. Als er den Kopf in den Nacken legte, um nachzuschauen, rutschte ihm sein Helm über die Augen, so dass er einen Moment lang wieder im Finstern saß, glitt dann weiter übers Gesicht und fiel ihm in den Schoß. Er starrte den Helm an. Der obere Teil war weitgehend weggesprengt; das zerrissene und verbogene Metall des Randes ähnelte nichts so sehr wie einer Dornenkrone.

Horrorgeschichten von bombardierten Soldaten fielen ihm ein, die ohne Kopf oder mit den eigenen Innereien in den Händen noch zwei Dutzend Meter gelaufen waren, ohne ihren Zustand zu begreifen, und ein heftiges Zittern ergriff Paul. Langsam, wie in einem grausigen Spiel mit sich selbst, befühlte er mit den Fingern das Gesicht, fuhr sich damit über Wangen und Schläfen, tastete nach der Schädeldecke in der Erwartung, nur noch Brei vorzufinden. Er fühlte Haare, Haut und Knochen ... aber alles an seinem richtigen Platz. Keine Wunde. Als er sich die Hände vors Gesicht hielt, waren sie ebenso mit Blut beschmiert wie mit Schlamm, aber das Rot war schon trocken, alte Farbe, Pulver. Er ließ die lange angehaltene Luft hinaus.

Er war tot, aber sein Kopf tat weh. Er war am Leben, aber ein rotglühender Granatsplitter hatte seinen Helm durchschlitzt wie ein Messer eine Tortenglasur.

Paul blickte auf und sah den Baum, das kleine, skelettartige Ding, das ihn ins Niemandsland hinausgelockt hatte. Den Baum, in dem der sterbende Mann gegangen hatte.

Jetzt ragte er durch die Wolken.

Paul Jonas seufzte. Er war fünfmal um den Baum herumgegangen, und das Ding machte keinerlei Anstalten, weniger unmöglich zu werden.

Das zierliche, blattlose Bäumchen war so hoch gewachsen, dass seine Krone hinter den Wolken verborgen war, die bewegungslos am

grauen Himmel hingen. Sein Stamm war so breit wie ein Burgturm aus dem Märchen, ein gewaltiger Zylinder aus rauher Rinde, der sich genauso weit nach unten wie nach oben zu erstrecken schien, denn er stieß ganz gerade in den Bombenkrater hinab und verschwand auf dem Grund in der Erde, ohne Wurzeln erkennen zu lassen.

Er war um den Baum herumgegangen und konnte sich keinen Reim darauf machen. Er war vom Baum weggegangen in der Hoffnung, einen Blickwinkel zu finden, aus dem er seine Höhe abschätzen konnte, aber das hatte seinem Verständnis auch nicht aufgeholfen. Ganz gleich, wie weit zurück er über die kahle Ebene stolperte, der Baum ragte weiterhin durch die Wolkendecke. Und ob er wollte oder nicht, er musste stets zu dem Baum zurückkehren. Nicht nur, dass sich nirgends ein anderes Ziel bot, nein, die Welt selbst wirkte irgendwie gekrümmt, so dass er sich am Schluss immer wieder auf den monumentalen Stamm zubewegte, ob er nun diese oder jene Richtung einschlug.

Er setzte sich eine Zeit lang mit dem Rücken dagegen und versuchte zu schlafen. Der Schlaf wollte nicht kommen, aber er hielt seine Augen trotzdem hartnäckig geschlossen. Die Rätsel, die sich ihm stellten, pass-ten ihm nicht. Er war von einer explodierenden Granate getroffen worden. Der Krieg und alle daran Beteiligten schienen wie vom Erdboden verschluckt, dabei konnte man einen bewaffneten Konflikt von solchen Ausmaßen eigentlich nur schwer einfach so verschwinden lassen. Das Licht hatte sich nicht verändert, seit er hierher gekommen war, obwohl die Explosion nun schon Stunden her sein musste. Und das einzige andere Ding auf der Welt war ein immenses, unmögliches Gewächs.

Er betete darum, wenn er die Augen wieder öffnete, möge er sich entweder in einem respektablen Jenseits befinden oder zurückversetzt sein in den gewohnten Jammer der Schützengräben mit Mullet und Finch und dem Rest der Einheit. Als er fertig gebetet hatte, wagte er noch nicht zu schauen, weil er Gott – oder Irgend Jemand – genug Zeit geben wollte, alles wieder in Ordnung zu bringen. Er saß da, bemühte sich, den Schmerz quer über seinen Hinterkopf zu ignorieren, und ließ die Stille in sich einsinken, während er darauf wartete, dass wieder normale Verhältnisse einkehrten. Schließlich öffnete er die Augen.

Dunst, Schlamm und der immense, verfluchte Baum. Nichts hatte sich verändert.

Paul seufzte tief und stand auf. Er hatte nicht viele Erinnerungen an

sein Leben vor dem Krieg, und im Augenblick war selbst die unmittelbare Vergangenheit verdüstert, aber an eines erinnerte er sich jetzt, nämlich dass es eine Geschichte gegeben hatte, in der etwas Unmögliches geschah, und sobald klar war, dass das Unmögliche nicht daran dachte, sich als ungeschehen herauszustellen, blieb nur eines übrig: Das Unmögliche musste als möglich behandelt werden.

Was macht man mit einem unausweichlichen Baum, der durch die Wolken in den Himmel wächst? Man steigt hinauf.

> Es war nicht so schwierig, wie er erwartet hatte. Zwar standen bis dicht unter den Wolkenbäuchen keine Äste vom Stamm ab, aber die schiere Riesigkeit des Baums half ihm; die Rinde war narbig und zerklüftet wie die Haut einer ungeheuren Schlange und bot Zehen und Händen hervorragend Halt. Einige der Höcker waren groß genug, um eine Sitzfläche zu bieten, so dass er relativ sicher und bequem verschnauften konnte.

Trotzdem war es nicht einfach. Obwohl es an diesem zeitlosen, sonnenlosen Ort schwer zu sagen war, hatte er, als er den ersten Ast erreichte, das Gefühl, schon wenigstens einen halben Tag geklettert zu sein. Der ausladende und nach oben schwingende Ast war breit wie eine Landstraße, und wo auch er in den Wolken verschwand, erblickte Paul die ersten undeutlichen Umrisse von Blättern.

Er legte sich an der Abgabelung des Astes vom Stamm hin und versuchte zu schlafen, aber obwohl er sehr müde war, wollte der Schlaf noch immer nicht kommen. Als er sich ein wenig ausgeruht hatte, erhob er sich und kletterte weiter.

Nach einer Weile wurde die Luft kühler, und er spürte den feuchten Anhauch der Wolken. Der Himmel rings um den großen Baum wurde diesiger und verschleierte die Enden der Äste. Im fernen Laubwerk über Paul hingen riesige, schattenhafte Gebilde, aber er wusste nicht, was sie waren. Nach einer weiteren halben Stunde Klettern gaben sie sich als gigantische Äpfel zu erkennen, jeder so groß wie ein Sperrballon.

Beim Höhersteigen wurde der Nebel immer dichter, bis Paul von einer Phantomwelt aus Ästen und treibenden, zerrissenen Wolken-  
schwaden umgeben war, ganz als kraxelte er in der Takelage eines Geisterschiffs. Kein Laut außer dem Knirschen und Kratzen der Rinde

unter seinen Füßen drang an seine Ohren. Brisen kühlten den dünnen Schweiß an seiner Stirn, aber keine blies stark genug, um die großen, flachen Blätter erzittern zu lassen.

Stille und Nebelfetzen. Der große Stamm und seine Umhüllung aus belaubten Ästen über und unter ihm, eine Welt für sich. Paul kletterte weiter.

Die Wolken wurden jetzt noch dichter, und er spürte, wie das Licht sich veränderte: Etwas Warmes brachte die Schwaden zum Glühen, wie eine Lampe hinter dicken Vorhängen. Er ruhte sich abermals aus und überlegte, wie lange er wohl fiele, wenn er neben den Ast treten würde, auf dem er saß. Er zupfte sich einen losen Knopf von der Hemdmanschette und ließ ihn fallen, sah zu, wie er durch die Luftströmungen hinabtrudelte, bis er lautlos unter ihm in den Wolken verschwand.

Später – er hatte keine Vorstellung, wie viel später – merkte er, dass es heller wurde, je höher er kam. Die graue Rinde zeigte erste Anzeichen anderer Farben, sandige Beige- und blasse Gelbtöne. Die Oberseiten der Äste wirkten abgeplattet durch das neue, grellere Licht, und der Dunst ringsherum gleißte und funkelte, als ob zwischen den einzelnen Tröpfchen winzige Regenbogen spielten.

Der Wolkendunst war hier so dicht, dass er Paul am Klettern hinderte: Er schlang sich in triefenden Ranken um sein Gesicht, machte die Griff- und Trittstellen glitschig, beschwerte seine Sachen und zerzte tückisch an ihm, wenn er schwierige Handwechsel durchführte. Er dachte kurz daran aufzugeben, aber außer wieder nach unten konnte er nirgendwo hin. Lieber einen unangenehm raschen Absturz riskieren, als die langsamere Alternative wählen, die nur ins ewige Nichts auf der grauen Ebene dort unten führen konnte.

Wie dem auch sei, dachte Paul, wenn er schon tot war, konnte er nicht noch einmal sterben. Und wenn er am Leben war, dann war er Teil eines Märchens, und so früh am Anfang kam bestimmt niemand um.

Die Wolken wurden dichter; die letzten hundert Meter seines Aufstiegs hätte er durch modernden Musselin klettern können. Wegen des klammen Widerstands merkte er gar nicht, wie hell die Welt wurde, doch als er sich durch die letzten Wolken schob und blinzeln den Kopf hob, befand er sich auf einmal unter einer blendenden, messingfarbenen Sonne und einem wolkenlosen, reinblauen Himmel.

Keine Wolken über ihm, aber Wolken überall sonst; die Oberseite der großen schaumigen Masse, durch die er soeben geklettert war, erstreckte sich vor ihm wie eine weiße Wiese, ein meilenweites buckliges Feld aus Wolkenwatte. Und in der Ferne, im strahlenden Sonnenlicht glänzend ... ein Schloss.

Während Paul es anstarrte, schienen die hellen, schlanken Türme sich zu strecken und zu verzittern, wie durch das Wasser eines Bergsees gesehen. Dennoch war es offensichtlich ein Schloss, nicht bloß ein trügerisches Zusammenspiel von Wolken und Sonne; bunte Fahnen tanzten an den Spitzen der steilen Türmchen, und das mächtige Tor mit dem Fallgitter war ein grinsender Mund, durch den man ins Dunkle blickte.

Er lachte plötzlich abrupt, doch seine Augen füllten sich mit Tränen. Es war schön. Es war furchterregend. Nach der großen grauen Leere und der Halbwelt der Wolken war es zu leuchtend, zu stark, beinahe zu real.

Und doch war er genau darauf zugeklettert: Es rief ihn so deutlich, als ob es eine Stimme hätte – so wie die düstere Ahnung eines auf ihn wartenden unausweichlichen *Etwas* ihn getrieben hatte den Baum zu erklimmen.

Es gab die ganz schwache Andeutung eines Pfades über das Zuckerwattefeld, einen stärkeren Strich Weiß, der vom Baum ausging und sich auf das ferne Schlosstor zuschlängelte. Er kletterte das letzte Stück, bis seine Füße auf gleicher Höhe mit der Wolkenfläche waren, zögerte einen Moment, um das heftige, schnelle Schlagen seines Herzens auszukosten, und trat dann vom Ast. Eine schreckliche Sekunde lang gab das Weiße nach, aber nur wenig. Er balancierte mit wedelnden Armen, bis er feststellte, dass es nicht schlimmer war, als auf einer Matratze zu stehen.

Er ging los.

Das Schloss wurde größer, je näher er kam. Wenn Paul noch irgendwelche Zweifel daran gehabt hätte, dass er in einer Geschichte und nicht an einem realen Ort war, hätte der immer klarer werdende Anblick seines Ziels sie vertrieben. Es war ganz deutlich etwas, das jemand erfunden hatte.

Sicher, es war real und recht solid – doch was hieß das schon für einen Mann, der über die Wolken ging? Aber es war real, real wie etwas, woran man lange geglaubt, aber was man nie gesehen hat. Es hatte die

Form eines Schlosses – es war so sehr ein *Schloss*, wie es überhaupt nur möglich war –, aber es war so wenig eine mittelalterliche Feste, wie es ein Stuhl oder ein Glas Bier war. Es war die *Idee* eines Schlosses, erkannte Paul, so etwas wie ein platonisches Ideal, unbefleckt von den schmutzigen Realitäten irgendwelcher Mauern und Gräben oder feudaler Kriege.

Platonisches Ideal? Er hatte keine Ahnung, wie er darauf gekommen war. Erinnerungen schwammen dicht unter der Oberfläche seines Bewusstseins, näher denn je, aber immer noch so seltsam unscharf wie die vieltürmige Vision dort vor ihm.

Er schritt unter der regungslosen Sonne dahin, während Wolkenfähnchen von seinen Fersen aufstoben wie Rauch.

Das Tor stand offen, sah aber nicht gerade einladend aus. Im Kontrast zu dem diffusen Gleißern der Türme war der Eingang tief, schwarz und leer. Paul blieb eine Zeit lang vor dem unheimlichen Loch stehen, denn das Blut raste in seinen Adern und seine Selbstschutzreflexe wollten ihn dazu drängen umzukehren, doch er wusste, dass er eintreten musste. Obwohl er sich noch nackter fühlte als vorher unter dem Granatenhagel, mit dem der ganze irrsinnige Traum angefangen hatte, holte er schließlich tief Luft und schritt hindurch.

Das mächtige steinerne Gelass hinter dem Tor war eigentümlich kahl, der einzige Schmuck ein einzelnes großes Banner, Rot mit Schwarz und Gold bestickt, das an der gegenüberliegenden Wand hing. Darauf war eine Vase oder ein Kelch abgebildet, woraus zwei verschlungene Rosen wuchsen, und über den Blumen eine Krone. Unter dem Bild stand die Inschrift »*Ad Aeternum*«.

Als er darauf zutrat, um es genauer zu betrachten, hallten seine Schritte nach dem dämpfenden Wolkenteppich so laut durch den leeren Saal, dass er erschrak. Er nahm sicher an, jemand würde nachsehen kommen, wer eingetreten war, aber die Türen an beiden Enden des Saales blieben geschlossen, und kein anderer Laut gesellte sich zu dem ersterbenden Echo.

Es fiel schwer, das Banner lange anzuschauen. Jeder einzelne schwarze und goldene Faden schien sich zu bewegen, so dass ihm das ganze Bild verschwommen vor den Augen tanzte. Erst als er fast bis zum Eingang zurücktrat, sah er es wieder deutlich, aber trotzdem verirrt es ihm nichts über das Schloss und seine Bewohner.

Paul musterte die Türen an den beiden Enden. Es gab kaum einen Anhaltspunkt, zwischen ihnen zu wählen, und so wandte er sich der zur Linken zu. Obwohl sie höchstens zwanzig Schritte entfernt zu sein schien, brauchte er überraschend lange, um sie zu erreichen. Paul schaute zurück. Das Portal gegenüber war jetzt nur noch ein dunkler Fleck in weiter Ferne, und der Vorraum selbst schien sich mit Nebel zu füllen, als ob die Wolken von außen hereintrieben. Er drehte sich um und sah die Tür, auf die er zugegangen war, jetzt unmittelbar vor sich aufragen. Kaum hatte er sie berührt, schwang sie auch schon auf, und er trat hindurch.

Und befand sich in einem Dschungel.

Aber es war kein richtiger Dschungel, erkannte er gleich darauf. Die Vegetation war überall dicht, aber zwischen den herabhängenden Lianen und langen Blättern hindurch erspähte er schattenhafte Mauern; Rundbogenfenster hoch oben in diesen Mauern gewährten Durchblick auf einen Himmel mit dahinjagenden Sturmwolken – einen ganz anderen Himmel als den blauen Schild, den er vor dem Eingangstor hinter sich gelassen hatte. Der Dschungel war überall, aber Paul war trotzdem noch innerhalb des Schlosses, auch wenn das Außen hier ganz anders aussah.

Dieser Raum war noch größer als der riesige Eingangssaal. Ganz oben, hoch über den nickenden, giftig wirkenden Blumen und dem grünen Gewucher, erstreckte sich eine mit komplizierten Winkelmustern aus schimmerndem Gold überzogene Decke, die einem juwelbesetzten Lageplan eines Labyrinths glich.

Eine andere Erinnerung trieb nach oben, angestoßen vom Geruch und der feuchtwarmen Luft. Einen solchen Ort nannte man ... nannte man ... ein Gewächshaus. Es war ein Ort, wo Sachen gezogen wurden, erinnerte er sich dunkel, wo Sachen wuchsen, wo Geheimnisse verborgen waren.

Er schob die klebrigen Wedel einer langblättrigen Pflanze aus dem Weg und trat vor, aber plötzlich musste er heftig mit den Armen rudern, um nicht in einen Teich zu plumpsen, den die Pflanze verborgen hatte. Scharen winziger Fische, knallrot wie im Ofen erhitzte Pennys, schossen aufgeschreckt davon.

Er drehte sich um und ging am Rand des Teiches entlang, um einen Fußpfad zu finden. Die Pflanzen waren staubig. Während er sich



durch das dickste Gestrüpp arbeitete, stoben pulverige Wolken in das schräg durch die hohen Fenster fallende Licht, wirbelnde Schwebeteilchen aus Silber und Glimmer. Er stutzte und wartete, dass der Staub sich legte. In der Stille drang ein leiser Ton an sein Ohr. Jemand weinte.

Er streckte beide Hände in die Höhe und schob das Laub auseinander, als ob es Vorhänge wären. Von üppigen Pflanzen eingefasst stand vor ihm ein großer glockenförmiger Käfig, dessen schlanke goldene Stäbe so dicht von blühenden Ranken umwunden waren, dass man kaum sah, was darin war. Paul trat näher, und im Innern des Käfigs bewegte sich etwas. Er blieb wie angewurzelt stehen.

Es war eine Frau. Es war ein Vogel.

Es war eine Frau.

Sie drehte sich um; ihre weit aufgerissenen schwarzen Augen waren feucht. Ein großer Schwall dunkler Haare umrahmte ihr langes Gesicht und ergoss sich über ihren Rücken, wo er mit dem Lila und schillernden Grün ihres seltsamen Kostüms verschmolz. Aber es war kein Kostüm. Sie war in Federn gehüllt; unter ihren Armen waren lange Schwingen fächerförmig eingefaltet. Flügel.

»Wer da?«, rief sie.

Es war natürlich alles ein Traum – vielleicht nur die letzten Halluzinationen kurz vor dem Tod auf dem Schlachtfeld –, aber als ihre Stimme in ihn einsickerte und sich in ihm niederließ wie etwas, das sein Zuhause gefunden hatte, wusste er, dass er ihren Klang nie vergessen würde. Entschlossenheit und Leid und ein Anflug von Wahnsinn lagen darin, alles in diesen zwei Worten. Er trat vor.

Ihre großen runden Augen wurden noch weiter. »Wer bist du? Du gehörst nicht hierher.«

Paul starrte sie an, obwohl er sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, dass er sie damit kränkte, so als ob ihre befiederten Gliedmaßen eine Art Missbildung wären. Vielleicht waren sie das. Oder vielleicht war an diesem merkwürdigen Ort er der Missgebildete.

»Bist du ein Geist?«, fragte sie. »Wenn ja, vergeude ich bloß meinen Atem. Aber du siehst nicht wie ein Geist aus.«

»Ich weiß nicht, was ich bin.« Sein trockener Mund machte Paul das Sprechen schwer. »Ich weiß auch nicht, wo ich bin. Aber ich fühle mich nicht wie ein Geist.«

»Du kannst reden!« Sie war so bestürzt, dass Paul Angst hatte, etwas Schreckliches getan zu haben. »Du gehörs nicht hierher!«

»Warum weinst du? Kann ich dir helfen?«

»Du musst verschwinden. Unbedingt! Der Alte Mann wird bald zurück sein.« Ihre aufgeregten Bewegungen erfüllten den Raum mit leisem Rascheln. Noch mehr Staub wirbelte in die Luft.

»Wer ist dieser alte Mann? Und wer bist du?«

Sie trat an den Rand des Käfigs und umklammerte mit ihren schlanken Fingern die Stäbe. »Geh! Geh sofort!« Aber ihr Blick war gierig, als wollte sie sich ein Erinnerungsbild von ihm einprägen, das nie verblasen würde. »Du bist verletzt – an deinen Sachen klebt Blut.«

Paul sah an sich hinunter. »Altes Blut. Wer bist du?«

Sie schüttelte den Kopf. »Niemand.« Sie zögerte, und in ihrem Gesicht arbeitete es, als ob sie etwas Schockierendes oder Gefährliches sagen wollte, aber der Augenblick ging vorbei. »Ich bin niemand. Du musst verschwinden, bevor der Alte Mann zurückkommt.«

»Aber was ist das hier für ein Ort? Wo bin ich? Ich habe lauter Fragen, Fragen über Fragen.«

»Du darfst hier nicht sein. Nur Geister besuchen mich hier – und die bösen Werkzeuge des Alten Mannes. Er sagt, sie sollen mir Gesellschaft leisten, aber manche von ihnen haben Zähne und einen sehr ausgefallenen Humor. Wabbelsack und Nickelblech – das sind die grausamsten.«

Im Überschwang seines Gefühls trat Paul plötzlich vor und fasste ihre um das Gitter gelegte Hand. Ihre Haut war kühl, und ihr Gesicht war ganz nah. »Du bist eine Gefangene. Ich werde dich befreien.«

Sie riss ihre Hand weg. »Außerhalb dieses Käfigs kann ich nicht überleben. Und du wirst nicht überleben, wenn der Alte Mann dich hier findet. Bist du hinter dem Gral her? Du wirst ihn hier nicht finden – dies ist nur ein Schattenort.«

Paul schüttelte ungeduldig den Kopf. »Ich weiß nichts von einem Gral.« Aber noch während er das sagte, erkannte er, dass das nicht die volle Wahrheit war: Das Wort löste tief in seinem Innern ein Echo aus, berührte Stellen, an die er noch nicht herankam. *Gral*. Irgendetwas, es bedeutete irgendetwas ...

»Begreifst du denn nicht?«, rief die Vogelfrau, und glänzende Federn plusterten und sträubten sich vor Zorn um ihren Hals. »Ich bin keiner

der Hüter. Ich habe nichts vor dir zu verbergen, und ich will nicht ... ich will nicht, dass dir ein Leid geschieht. Geh, du Narr! Selbst wenn du ihn dir nehmen *könntest*, würde der Alte Mann dich doch finden, wo du auch hingest. Er würde dich zur Strecke bringen, auch wenn du den Weißen Ozean überquertest.«

Paul fühlte, wie ihre Angst ihm entgegenschlug, und einen Moment lang war er überwältigt, unfähig zu sprechen oder sich zu bewegen. Sie ängstigte sich seinetwegen. Dieser gefangene Engel empfand etwas ... für *ihn*.

Und der Gral, was das auch sein mochte – er fühlte eine Ahnung davon, fühlte sie knapp außer seiner Reichweite schwimmen wie einen der bunten Fische ...

Ein fürchterliches Zischen, laut wie tausend Schlangen, rührte die Blätter ringsherum auf. Die Vogelfrau erschrak und wich in die Mitte ihres Käfigs zurück. Gleich darauf erscholl ein schwerer scheppender Schritt, der die Bäume erbeben ließ, so dass noch mehr Staub aufwirbelte.

»Das ist er!« Ihre Stimme war ein erstickter Schrei. »Er ist zurück!«

Etwas Riesiges näherte sich schnaufend und polternd wie eine Kriegsmaschine. Ein grelles Licht blitzte durch die Bäume.

»Versteck dich!« Das nackte Entsetzen in ihrem Flüstern ließ sein Herz hämmern. »Er wird dir das Mark aus den Knochen saugen!«

Der Lärm wurde lauter; sogar die Mauern bebten und der Boden wackelte. Paul tat einen Schritt, dann stolperte er und sank in die Knie, denn das Grauen brach über ihn herein wie eine schwarze Welle. Er kroch dorthin, wo der Wildwuchs am dichtesten war, und die Blätter, die ihm entgegenklatschten, schmierten ihm Staub und Nässe ins Gesicht.

Ein lautes Knarren erscholl wie von mächtigen Scharnieren, dann verbreitete sich der Geruch eines Gewitters im Raum. Paul hielt sich die Augen zu.

»ICH BIN WIEDER DA.« Die Stimme des Alten Mannes war laut wie Kanonenfeuer und genauso dröhnend unmenschlich. »UND WO BLEIBT DEIN LIED ZU MEINER BEGRÜSSUNG?«

Die lange Stille wurde nur von dem Zischen unterbrochen, das wie entweichender Dampf klang. Schließlich antwortete die Vogelfrau, leise und zitterig.

»Ich habe dich nicht so früh zurückerwartet. Ich war nicht darauf vorbereitet.«

»UND WAS HAST DU ZU TUN, AUSSER DICH AUF MEINE RÜCKKEHR VORZUBEREITEN?« Wieder ertönten krachende Schritte und zeigten das Näherkommen des Alten Mannes an. »DU WIRKST GANZ AUFGELÖST, MEINE NACHTIGALL. IST WABELSACK GROB MIT DIR UMGESPRUNGEN?«

»Nein! Nein, ich ... ich fühle mich heute nicht wohl.«

»DAS ÜBERRASCHT MICH NICHT. ES LIEGT EIN WIDERLICHER GERUCH IN DER LUFT.« Der Ozongestank wurde stärker, und zwischen seinen verklammerten Fingern hindurch sah Paul wieder das Licht blitzen. »WENN ICH'S RECHT BEDENKE, RIECHT ES HIER NACH MENSCH.«

»W-wie ... wie sollte das möglich sein?«

»WARUM SCHAUST DU MIR NICHT IN DIE AUGEN, MEIN SINGVÖGELCHEN? IRGENDETWAS STIMMT HIER NICHT.« Die Schritte kamen näher. Der Fußboden vibrierte, und Paul hörte ein misstönendes Quietschen wie von einer Brücke bei starkem Wind. »ICH GLAUBE, HIER IST EIN MENSCH. ICH GLAUBE, DU HAST BESUCH.«

»Lauf!«, schrie die Vogelfrau. Paul fluchte und rappelte sich inmitten kopfhocher Zweige taumelnd auf. Ein gewaltiger Schatten lag über dem Raum, der das weiche graue Licht von den Fenstern verdeckte und dafür den kalten blauweißen Schein seiner sprühenden Funken verbreitete. Wild um sich schlagend brach Paul durch das klebende Laubwerk, und sein Herz bummerte wie das eines Windhunds. Die Tür ... wenn er bloß die Tür wiederfinden könnte.

»IRGENDETWAS HUSCHT DA IM GEBÜSCH HERUM.« Die Stimme des Titanen klang amüsiert. »WARMES FLEISCH ... UND NASSES BLUT ... UND KNACKIGE KNÖCHELCHEN.«

Paul platschte durch den Teich und hätte fast das Gleichgewicht verloren. Er sah die Tür nur wenige Meter vor sich, aber das mächtige scheppernde Ungetüm war ihm dicht auf den Fersen.

»Lauf!«, flehte die Frau. Noch in seiner Panik war ihm klar, dass sie dafür eine furchtbare Strafe würde erdulden müssen; er hatte das Gefühl, sie verraten zu haben. Er erreichte die Tür und flog förmlich hindurch, so dass er auf dem glatten Steinboden ausrutschte und hin-

schlug. Er sah das riesige Tor vor sich, und Gottseidank, Gottseidank, es war offen!

Hundert Schritte, vielleicht mehr, ein zähes Vorankommen, wie in Sirup. Das ganz Schloss erbebte unter den Schritten seines Verfolgers. Schließlich stürzte er durch das Tor nach draußen, wo jetzt aber nicht mehr helles Sonnenlicht, sondern Dämmergrau herrschte. Die obersten Äste des großen Baumes ragten in schier unerreichbarer Ferne über den Rand der Wolken. Paul rannte über das Wolkenfeld darauf zu.

Das Ungetüm kam angetrampelt, und er hörte die großen Scharniere kreischen, als es die Torflügel zurückwarf. Ein brenzlich riechender Windstoß ging über ihn hin und warf ihn fast zu Boden, und ein mächtiges Brüllen tönte über den Himmel: Der Alte Mann lachte.

»KOMM ZURÜCK, KLEINER WICHT! ICH WILL MIT DIR SPIELEN!«

Paul sprintete den Wolkenpfad entlang, und sein Atem war sengend heiß in den Lungen. Der Baum war schon ein bisschen näher. Wie schnell würde er absteigen müssen, um dem Zugriff dieses schrecklichen Monstrums zu entkommen? Es würde ihm doch bestimmt nicht folgen können – wie sollte selbst der große Baum das Gewicht eines solchen Kolosses tragen?

Die Wolken unter seinen Füßen spannten sich und federten wie ein Trampolin, als der Alte Mann aus der Burg trat. Paul stolperte und fiel vornüber; eine seiner Hände kam neben dem Pfad auf und stieß durch die Wolkendecke wie durch Spinnweben. Er rappelte sich auf und sauste weiter – der Baum war jetzt nur noch wenige Hundert Schritte entfernt. Wenn er bloß ...

Eine mächtige graue Hand von der Größe einer Baggerschaufel schloss sich um ihn, ein Ding aus Kabeln und Nieten und rostendem Eisenblech. Paul schrie auf.

Die Wolken blieben weit unter ihm zurück, als er hoch in die Luft gerissen wurde, wo er umgedreht vor dem Gesicht des Alten Mannes baumelte. Paul schrie abermals auf, und diesmal hörte er einen anderen Schrei, schwach, aber deutlich traurig, aus dem fernen Schloss widerhallen – den Klageruf eines eingesperrten Vogels.

Die Augen des Alten Mannes waren gewaltige rissige Turmuhrziffernblätter, sein Bart ein Gewirr aus verschlungenen, rostigen Drähten.

Er war unglaublich riesig, ein Koloss aus Eisen und zerbeulten Kupferrohren und sich langsam drehenden Rädern, der aus jedem Riss und jedem Schlitz dampfte. Er stank nach Elektrizität und entblößte beim Grinsen eine Reihe grabsteingroßer Betonhauer.

»GÄSTE DÜRFEN NICHT FORTGEHEN, EHE SIE IN DEN GENUSS MEINER GASTFREUNDSCHAFT GEKOMMEN SIND.« Paul spürte, wie seine Schädelknochen von der mächtigen Stimme des Alten Mannes vibrierten. Als der Riesenrachen sich weiter öffnete, strampelte und zappelte Paul in der stickigen Dampfwolke. »GERADE GENUG FÜR MEINEN HOHLEN ZAHN«, sagte der Alte Mann. Dann schluckte er ihn hinunter.

Kreischend stürzte Paul in die ölige, räderknirschende Finsternis.

> »Lass das, du Blödmann!«

Paul wehrte sich, aber irgendwer oder -was hielt seine Arme fest. Er bäumte sich noch einmal auf und erschlaffte dann.

»Schon besser. Hier – nimm mal ’nen Schluck.«

Etwas rieselte ihm in den Mund und brannte die Kehle hinunter. Er bekam einen Hustenanfall und fuhr ungestüm hoch. Diesmal wurde er gelassen. Jemand lachte.

Er schlug die Augen auf. Vor dem Schlamm der Schützengrabengewand und einem Streifen Himmel saß Finch neben ihm, beinahe auf ihm drauf.

»Wird schon wieder.« Finch schraubte den Flachmann zu und steckte ihn in die Tasche. »Bloß ein kleiner Bums auf den Kopf. Reicht leider nicht aus, um dich nach Hause zu schicken, alter Junge. Immerhin wird Mullet sich freuen, dich zu sehen, wenn er vom Töpfchen zurückkommt. Ich hab ihm schon gesagt, du wärst bald wieder auf dem Damm.«

Paul lehnte sich zurück, den Kopf voll wirrer Gedanken.

»Wo ...?«

»In einem der hinteren Gräben – ich glaub, ich hab dieses Scheißding vor zwei Jahren selber gegraben. Der Fritz war plötzlich der Meinung, der Krieg wär doch noch nicht aus. Er hat uns ein ziemliches Stück zurückgeworfen – weißt du nicht mehr?«

Paul haschte nach den verwehenden Fetzen seines Traumes. Eine Frau mit Federn wie ein Vogel, die von einem Gral gesprochen hatte.

Ein Riese wie eine Lokomotive, ein Ungetüm aus Metall und heißem Dampf. »Und was ist passiert? Mit mir?«

Finch langte hinter ihn und angelte sich Pauls Helm. Er war oben an einer Seite eingedellt. »Ein Stück Schrapnell. Aber zum Heimtransport nicht genug. Kein Glück, was, Jonesie?«

Also war alles ein Traum gewesen. Nur eine Halluzination nach einer geringfügigen Kopfverletzung. Paul blickte Finchs altvertrautes Gesicht an, seinen angegrauten Schnurrbart, die müden Augen hinter stahlumrandeten Brillengläsern, und wusste, dass er wieder da war, wo er sein sollte, in der schlammigen, blutigen Patsche. Klarer Fall. Der Krieg ging weiter, ohne Rücksicht auf Soldatenträume, eine vernichtende Realität, gegen die keine andere Realität ankam.

Paul tat der Kopf weh. Er hob eine schmutzige Hand, um sich die Schläfe zu reiben, und dabei flatterte ihm etwas aus dem Ärmel in den Schoß. Er schaute rasch zu Finch hinüber, aber der andere Mann wühlte in seiner Feldtasche nach einer Dose Cornedbeef und hatte nichts gesehen.

Er hob das Ding auf und ließ die letzten Sonnenstrahlen darauf fallen. Die grüne Feder funkelte – unglaublich real, unglaublich leuchtend und vollkommen unberührt vom Schlamm.

# Eins

## DAS UNIVERSUM NEBENAN

bedauert dies gehetzte UnTier Mensch

nicht. Fortschritt ist eine kommode Krankheit:  
das Opfer (Tod und Leben ausgeklammert)

spielt mit der Größe seiner Kleinheit  
– zur Bergkette vergotten Elektronen  
eine Rasierklinge, und Linsen werfen

den Unwunsch durchs gekrümmte Wowann wieder  
auf sich unselbst zurück.

Die Welt der Mache  
ist keine Welt des Werdens – nein, bedauert

Fleisch Bäume Sterne Steine, aber nie  
dies Prachtstück hypermagischer Ultra-

Omnipotenz. Wir Ärzte wissen, wann

ein Fall unheilbar ... Hör mal: nebenan  
gibt's ein saugutes Universum; komm.

e. e. cummings



# Kapitel 1

## MISTER JINGOS LÄCHELN

### NETFEED/NACHRICHTEN:

Massaker wegen eines defekten Chips

(Bild: Kaschiwili in Fesseln bei der Anklageerhebung)

Off-Stimme: Im Verhaltenschip des Sträflings Aleksander Kaschiwili sei ein unerwarteter Defekt aufgetreten, wurde heute von amtlicher Seite bekannt gegeben, nachdem der mod-kontrolliert in Hafturlaub entlassene Kaschiwili -

(Bild: mehrere Feuerwehr- und Krankenwagen vor verbrannter Ladenfassade)

- im Großmoskauer Stadtteil Serpuchow 17 Gäste eines Restaurants mit einem Flammenwerfer getötet hatte.

(Bild: Doktor Konstantin Gruchow in seinem Universitätsbüro)

Gruchow: "Die Technik ist noch im Frühstadium. Unfälle sind nicht auszuschließen ..."

Einer der anderen Dozenten stieß die Tür der Bürozeile auf und beugte sich hinein. Der Lärm vom Korridor kam mit hereingeschwappt, lauter als gewöhnlich.

»Bombendrohung.«

»Schon wieder?« Renie stellte ihr Pad auf den Tisch und nahm ihre Tasche. Dann fiel ihr ein, wie viele Sachen während des letzten Alarms auf Nimmerwiedersehen verschwunden waren, und sie griff sich noch das Pad, bevor sie in den Flur trat. Der Mann, der ihr Bescheid gesagt hatte – sie konnte sich einfach seinen Namen nicht merken, Yono So-

undso –, war ihr mehrere Schritte voraus und im Strom der gemütlich zu den Ausgängen schlendernden Studenten und Dozenten schon kaum mehr auszumachen. Sie ging schneller, um ihn einzuholen.

»Alle zwei Wochen«, sagte sie. »Einmal am Tag, wenn Prüfungen sind. Das macht mich noch wahnsinnig.«

Er lächelte. Er hatte dicke Brillengläser, aber hübsche Zähne. »Wenigstens kommen wir mal an die frische Luft.«

Minutenschnell war auf der breiten Straße vor der Technischen Hochschule von Durban 4 eine Art spontaner Karneval lachender Studenten und Studentinnen im Gange, die froh über den Unterrichtsausfall waren. Eine Gruppe junger Männer hatte sich die Jacken wie Röcke um die Taillen gebunden und tanzte auf dem Dach eines geparkten Wagens, ohne sich um die schrill und schriller werdenden Befehle einer älteren Professorin zu kümmern, sofort damit aufzuhören.

Renie beobachtete sie mit gemischten Gefühlen. Auch sie fühlte den Reiz der Freiheit, genauso wie sie die warme afrikanische Sonne auf Armen und Nacken fühlte, aber sie wusste auch, dass sie mit dem Korrigieren der Semesterarbeiten drei Tage im Rückstand war, und wenn der Bombenalarm zu lange dauerte, musste sie eine Einzelstunde ausfallen lassen und diese dann neu ansetzen, was abermals ein Stück ihrer rapide schwindenden Zeit fressen würde.

Yono, oder wie er sonst heißen mochte, grinste beim Anblick der tanzenden Studenten. Ein Anflug von Verärgerung über seine verantwortungslose Heiterkeit überkam Renie. »Wenn sie frei haben wollen«, sagte sie, »warum zum Teufel schwänzen sie dann nicht einfach? Warum stellen sie so einen Unfug an und zwingen uns andere –«

Ein blendender Lichtblitz ließ den Himmel weiß aufleuchten. Renie wurde von einem orkanartigen Stoß heißer, trockener Luft zu Boden geworfen, als ein gewaltiger Donnerschlag an der ganzen Hochschulfassade das Glas zerschmetterte und an Dutzenden von geparkten Autos die Scheiben zersplittern ließ. Sie hielt sich die Arme über den Kopf, aber es gab keine fliegenden Trümmer, nur das Schreien der Menschen. Als sie wieder auf den Beinen stand, erblickte sie keine Anzeichen von Verletzungen an den ringsherum durcheinanderlaufenden Studenten, aber eine schwarze Rauchwolke wallte über der Stelle auf, wo sich das Verwaltungsgebäude in der Mitte des Campus befinden musste. Der Campanile war fort, von dem schönen bun-

ten Turm war nur noch der schwarze, rauchende Stumpf des Fibramic-skeletts übrig. Jäh von Übelkeit und Schwindel erfasst, stieß sie die Luft aus. »Gott im Himmel!«

Ihr Kollege neben ihr erhob sich schwerfällig, und seine dunkle Haut war beinahe grau. »Diesmal war's echt. Mein Gott, ich hoffe, sie haben alle rausgeschafft. Wahrscheinlich schon – die Leute von der Verwaltung verlassen immer als Erste das Gebäude, damit sie die Evakuierung überwachen können.« Er redete so schnell, dass sie ihn kaum verstehen konnte. »Wer war's deiner Meinung nach?«

Renie schüttelte den Kopf. »Der Broderbund? Zulu Mamba? Wer weiß? Verdammt noch mal, das war das dritte Mal in zwei Jahren. Wie können die das machen? Warum lassen die uns nicht arbeiten?«

Der Schreck im Blick ihres Begleiters verstärkte sich. »Mein Auto! Es steht auf dem Verwaltungsparkplatz!« Er drehte sich um und drängelte sich, so schnell er konnte, durch die Scharen betäubt wirkender Studenten hindurch, von denen einige weinten und offenbar keinem mehr der Sinn nach Lachen und Tanzen stand. Ein Wachmann, der den Bereich um den Explosionsort abzusperren versuchte, rief ihm etwas zu, als er vorbeirannte.

»Sein Auto? Idiot.« Renie war selber nach Weinen zumute. Aus der Ferne erscholl Sirenengeheul. Sie klaubte eine Zigarette aus der Tasche und zog mit zitternden Fingern den Zündstreifen. Sie waren angeblich nicht Krebs erregend, aber im Moment war ihr das egal. Ein Stück Papier, schwarz an den Rändern, flatterte herab und landete vor ihren Füßen.

Und schon stießen die ferngesteuerten Kameras vom Himmel herab wie ein Schwarm Fliegen und saugten Bildmaterial für das Netz auf.

Sie war bei der zweiten Zigarette und fühlte sich schon ein wenig ruhiger, als jemand ihr auf die Schulter klopfte.

»Frau Sulaweyo?«

Als sie sich umdrehte, stand vor ihr ein schlanker Junge mit gelb-brauner Haut. Er hatte kurze, kleinkräuselige Haarknötchen. Er trug eine Krawatte, ein Kleidungsstück, das Renie schon seit Jahren nicht mehr gesehen hatte.

»Ja, bitte?«

»Ich glaube, wir waren verabredet. Zu einer Einzelstunde.«

Sie blickte begriffsstutzig. Er ging ihr knapp bis zur Schulter. »Du ... du bist ...?«

»!Xabbu.« Es war ein Klicklaut darin, der klang, als hätte er einen Knöchel knacken lassen. »Mit X und einem Ausrufezeichen, wenn der Name mit lateinischen Buchstaben geschrieben wird.«

Ihr ging ein Licht auf. »Ah! Du bist ...«

Er lächelte, und um seine Augen bildeten sich weiße Fältchen. »Ein San – manchmal auch Buschmann genannt, ja.«

»Ich wollte nicht unhöflich sein.«

»Du warst nicht unhöflich. Es sind nur noch wenige von uns übrig, die das reine Blut haben, das alte Aussehen. Die meisten haben in die Stadtwelt eingeheiratet. Oder sie starben im Busch, weil sie in dieser Zeit nicht leben konnten.«

Sein Grinsen und seine forsche, genaue Redeweise gefielen ihr. »Aber du hast weder noch getan.«

»Nein, weder noch. Ich bin Student an der Universität.« Er sagte das mit einem gewissen Stolz, aber auch mit einem Schuss Selbstironie. Er schaute sich nach der verwehenden Rauchwolke um. »Sofern noch eine Universität übrig bleiben wird.«

Sie schüttelte den Kopf und unterdrückte ein Erschauern. Der Himmel, von treibender Asche besudelt, war dämmrig grau geworden. »Schrecklich ist das.«

»Ja, schrecklich. Aber zum Glück scheint niemand ernsthaft verletzt worden zu sein.«

»Tja, tut mir leid, dass unsere Einzelstunde ausfallen muss«, sagte sie und gewann ein bisschen von ihrer lehrerhaften Schärfe wieder. »Ich denke, wir sollten einen neuen Termin ausmachen – ich schau mal auf meinem Pad nach.«

»Brauchen wir einen neuen Termin?«, fragte !Xabbu. »Ich habe nichts vor. Es sieht so aus, als ob wir eine ganze Weile nicht wieder in die Universität könnten. Wie wäre es, wenn wir irgendwo anders hingingen – vielleicht in ein Lokal, wo man ein Bier bekommt, meine Kehle ist von dem Rauch ganz trocken – und unser Gespräch dort führten.«

Renie zögerte. Sollte sie einfach den Campus verlassen? Und wenn ihr Chef oder sonst jemand sie brauchte? Sie schaute sich auf der Straße und auf der Haupttreppe um, wo es nach einer Mischung aus Flücht-

lingslager und Volksfest auszusehen begann, und zuckte mit den Achseln. Hier würde heute nichts Sinnvolles mehr stattfinden.

»Also gut, gehen wir auf ein Bier.«

> Der Zug nach Pinetown fuhr nicht – irgendjemand war in Durban Outskirt auf die Gleise gesprungen oder gestoßen worden. Renie taten die Beine weh, und das schweißnasse Hemd klebte ihr am Leib, als sie schließlich den Wohnblock erreichte. Der Aufzug ging auch nicht, aber das war nichts Neues. Sie stapfte die Treppe hoch, ließ ihre Tasche auf den Tisch vor dem Spiegel plumpsen und blieb vor ihrem Spiegelbild stehen. Erst gestern hatte eine Kollegin in der Arbeit ihren kurzen, praktischen Haarschnitt kritisiert: Eine Frau von Renies Größe sollte sich um ein feminineres Aussehen bemühen, hatte sie gemeint. Sie warf einen finsternen Blick auf die Schmutzstreifen auf ihrem langen weißen Hemd. Wann hatte sie schon die Zeit, sich hübsch zu machen? Und überhaupt, wer achtete schon darauf?

»Ich bin's«, rief sie.

Niemand gab Antwort. Sie lugte um die Ecke und sah ihren jüngeren Bruder Stephen auf seinem Stuhl, wie erwartet. Stephens Gesicht verschwand hinter seinem Netzhelm, und er kippelte von einer Seite zur anderen, in jeder Hand einen Squeezer. Was er wohl gerade erlebte? fragte sich Renie, aber fand es dann besser, es nicht zu wissen.

Die Küche war leer, nichts in Sicht, was nach einer fertigen warmen Mahlzeit aussah. Sie fluchte im Stillen und hoffte, es lag bloß daran, dass ihr Vater eingeschlafen war.

»Wer is da? Bist du das, Mädel?«

Wut stieg in ihr auf, und sie fluchte abermals. Seine lallende Aussprache verriet, dass ihr Vater für den Nachmittag einen besseren Zeitvertreib gefunden hatte als Kochen. »Ja, ich bin's.«

Nach einem dumpfen Knall und einem Geräusch, das sich anhörte, als würde ein großes Möbelstück über den Boden geschleift, erschien seine hochgewachsene Gestalt leicht schwankend im Türrahmen.

»Was kommst'n so spät?«

»Der Zug ist nicht gefahren. Außerdem hat heute jemand die halbe Hochschule in die Luft gejagt.«

Ihr Vater ließ sich das einen Moment durch den Kopf gehen.

»Broderbund. Diese Afrikaanderschweine. Todsicher.« Long Joseph Sulaweyo war einer, der steif und fest an die unauslöschliche Bosheit aller weißen Südafrikaner glaubte.

»Das weiß man noch nicht. Es könnte sonst wer gewesen sein.«

»Suchst du Streit oder was?« Long Joseph versuchte sie mit einem grimmigen Blick aus roten und wässrigen Augen in Grund und Boden zu starren. Er ist wie ein alter Stier, dachte sie, geschwächt, aber immer noch gefährlich. Sie wurde schon müde, wenn sie ihn nur anschaute.

»Nein, such ich nicht. Ich dachte, du würdest ein einziges Mal was zu Abend machen.«

»Walter war da. Gab viel zu reden.«

*Gab viel zu trinken*, dachte sie, aber hielt den Mund. So wütend sie war, lohnte es sich doch nicht, schon wieder einen Abend lang herumzuschreien und Geschirr zu zerteppern. »Also bleibt's wieder an mir hängen, stimmt's?«

Schwankend zog er sich wieder in die Dunkelheit seines Zimmers zurück. »Mach doch, was du willst. Ich hab keinen Hunger. Ich will meine Ruhe haben – ein Mann braucht seinen Schlaf.« Die Sprungfedern seines Bettes knarrten, dann war es still.

Renie stand einen Moment da, öffnete und schloss die Fäuste, dann ging sie mit erzwungener Ruhe zur Tür seines Zimmers und zog sie zu, um sich Platz zu verschaffen, freien Raum. Sie schaute nach Stephen, der immer noch im Netz herumwackelte und -zuckte. Wie ein Katatoniker. Sie ließ sich auf einen Stuhl sacken und zündete sich die nächste Zigarette an. Es war wichtig, dass sie die Erinnerung an ihren Vater wachhielt, wie er einmal gewesen war, sagte sie sich, wie er manchmal immer noch war: ein stolzer Mann, ein gütiger Mann. Es gab Leute, in denen die Schwäche, wenn sie einmal zutage getreten war, wie ein Krebsgeschwür wuchs. Mamas Tod bei dem Kaufhausbrand hatte diese Schwäche getroffen und offengelegt. Joseph Sulaweyo schien nicht mehr die Kraft zu haben, gegen das Leben anzukämpfen. Er ließ alles schleifen, koppelte sich langsam, aber sicher von der Welt ab, von ihren Schmerzen und Enttäuschungen.

*Ein Mann braucht seinen Schlaf*, dachte Renie, und zum zweitenmal an diesem Tag erschauerte sie.

Sie beugte sich hinab und drückte auf *Unterbrechung*. Noch immer ge-  
sichtslos in seinem Headset verkrampfte sich Stephen vor Empörung.  
Als er die insektenartige Visette nicht hochklappte, hielt Renie den  
Knopf gedrückt.

»Wieso?«, quengelte Stephen schon, bevor er überhaupt die Kopf-  
armatur fertig abgesetzt hatte. »Ich und Soki und Eddie waren fast  
schon am Gateway zum Inneren Distrikt. So weit waren wir noch nie!«

»Weil ich was für dich gekocht hab und will, dass du es isst, bevor  
es kalt wird.«

»Ich schieb's in die Welle, wenn ich fertig bin.«

»Nein, das wirst du nicht. Los, komm, Stephen. In der Uni ist heute  
eine Bombe explodiert. Es war schrecklich. Ich hätte beim Essen gern  
deine Gesellschaft.«

Er streckte sich, der Appell an seine Eitelkeit wirkte. »Chizz. Was  
gibt's?«

»Hühnchen mit Reis.«

Er verzog das Gesicht, aber saß schon und stopfte sich den Mund  
voll, bevor sie mit einem Glas Bier für sich und einer Limo für ihn aus  
der Küche zurück war.

»Was is'n hochgegangen?« Er kaute hastig. »Gab's Tote?«

»Gott sei Dank nicht.« Sie versuchte, sich von seinem deutlich ent-  
täuschten Blick nicht deprimieren zu lassen. »Aber es hat den Campa-  
nile zerstört – du weißt schon, den Turm mitten auf dem Campus.«

»Megachizz! Wer war's? Zulu Mamba?«

»Man weiß es nicht. Aber mir hat's Angst gemacht.«

»Bei mir in der Schule ist vorige Woche auch 'ne Bombe losgegan-  
gen.«

»Was? Davon hast du kein Wort erzählt!«

Er schnitt eine genervte Grimasse und wischte sich das Fett vom  
Kinn. »Doch nicht so eine. Im SchulNetz. Sabotage. Es hieß, ein paar  
Typen aus der letzten Klasse hätten sich einen Abgangsjuх gemacht.«

»Du redest von einem Systemabsturz im Netz.« Einen Moment lang  
fragte sie sich, ob Stephen eigentlich der Unterschied zwischen dem  
Netz und dem wirklichen Leben klar war. *Er ist erst elf*, sagte sie sich.  
*Was außerhalb seines engen Horizonts passiert, ist noch nicht sehr real.*  
»Die Bombe, die heute in der TH hochgegangen ist, hätte Hunderte von  
Menschen töten können. Richtig tot.«

»Ich weiß. Aber bei dem Crash im SchulNetz sind eine Menge Makes und sogar ein paar höhere Constellations draufgegangen, mit Backups und allem. Die kommen auch nie wieder.« Er nahm sich aus der Reisschüssel eine zweite Portion.

Renie seufzte. Makes, Constellations – wenn sie nicht selber eine netzerfahrene Dozentin wäre, würde sie wahrscheinlich nur Bahnhof verstehen, wenn sie sich mit ihrem Bruder unterhielt. »Erzähl mir, was du sonst noch getrieben hast. Hast du mal in dem Buch gelesen, das ich dir geschenkt hab?« Zu seinem Geburtstag hatte sie zu einem recht stolzen Preis Otulus *Der lange Weg zur Freiheit* heruntergeladen, das beste und spannendste Buch über den Kampf Südafrikas für Demokratie im späten Zwanzigsten Jahrhundert, das sie kannte. Als Zugeständnis an die Vorlieben ihres kleinen Bruders hatte sie die teure interaktive Version mit reichlich historischem Videomaterial und schicken 3D nachgespielten »Live-dabei«-Szenen gekauft.

»Noch nicht. Hab's mir angeschaut. Politik.«

»Es ist mehr als das, Stephen. Es ist dein historisches Erbe – unsere Geschichte.«

Er kaute. »Soki und Eddie und ich wären beinah in den Inneren Distrikt reingekommen. Wir hatten 'nen Passiercode von 'nem Jungen aus der letzten Klasse. Wir waren beinah drin! Voll durch!«

»Stephen, ich will nicht, dass du versuchst, in den Inneren Distrikt zu kommen.«

»Hast du doch auch gemacht, als du so alt warst wie ich.« Sein Grinsen war unverschämt entwaffnend.

»Damals waren die Verhältnisse anders – heutzutage kannst du verhaftet werden und dir eine hohe Strafe einhandeln. Im Ernst, Bruderherz. Tu's nicht!« Doch sie wusste, dass die Warnung sinnlos war. Genauso gut konnte man Kindern verbieten, auf Bäume zu klettern. Stephen plapperte bereits munter weiter, als ob sie gar nichts gesagt hätte. Sie seufzte. Am Grad der Erregung konnte sie erkennen, dass ihr ein dreiviertelstündiger Vortrag, gespickt mit obskurem Junior-Netboy-Jargon, bevorstand.

»... echt megachizz späcig. Drei Bullenboxen ham wir ausgetrickst. Aber wir ham nichts Verbotenes gemacht«, setzte er hastig hinzu. »Nur'n bisschen angezapft und rumgespitzelt. Aber es war total abgezoomt! Wir haben einen getroffen, der in Mister J's drin war!«



»Mister J's?« Bei dem Wort kam sie zum ersten Mal nicht mehr mit. Stephens Blick veränderte sich plötzlich, Renie meinte, ein unsicheres Flackern in seinen Augen zu bemerken. »Och, bloß so'n Schuppen. So was wie'n Club.«

»Was für ein Club? Ein Vergnügungsort? Mit Shows und solchem Zeug?«

»Genau. Shows und so Zeug.« Er spielte einen Augenblick mit seinem Hühnerknochen. »Bloß so'n Schuppen.«

Es bummelte an die Wand.

»Renie! Bring mir ein Glas Wasser.« Long Josephs Stimme klang schwer und benommen. Renie verzog das Gesicht, aber ging zum Waschbecken. Bis auf weiteres brauchte Stephen so etwas wie ein normales Familienleben, aber wenn er erst einmal aus dem Haus war, würde es hier anders langgehen.

Als sie zurückkam, schlang Stephen gerade den letzten Rest seines dritten Tellers hinunter, aber an seinem zappelnden Bein und seiner halb erhobenen Sitzhaltung sah sie, dass er es kaum erwarten konnte, wieder ins Netz zu kommen.

»Nicht so eilig, junger Krieger. Wir sind kaum dazu gekommen, uns zu unterhalten.«

Jetzt zuckte beinahe etwas wie Panik über sein Gesicht, und Renie spürte, wie sich ihr der Magen zusammenkrampfte. Er verbrachte eindeutig zu viel Zeit an der Strippe, wenn er derart süchtig danach war. Sie nahm sich vor, dafür zu sorgen, dass er auch mal vor die Tür kam. Wenn sie ihn am Samstag in den Park mitnahm, konnte sie verhindern, dass er einfach zu einem Freund ging, sich einstöpselte und dann den ganzen Tag am Boden herumflezte wie ein Weichtier.

»Na schön, erzähl mir mehr über die Bombe«, sagte Stephen plötzlich. »Erzähl mir alles darüber.«

Sie erzählte, und er hörte aufmerksam zu und stellte Fragen. Er wirkte so interessiert, dass sie ihm auch von dem ersten Treffen mit ihrem Studenten !Xabbu erzählte, wie klein und höflich er gewesen war, wie komisch und altmodisch angezogen.

»Voriges Jahr hatten wir einen Jungen wie ihn in der Schule«, sagte Stephen. »Aber er wurde krank und musste abgehen.«

Renie musste daran denken, wie !Xabbu ihr beim Abschied gewunken hatte, an seinen schlanken Arm und sein liebes, fast trauriges

Gesicht. Würde auch er krank werden, körperlich oder seelisch? Er hatte gesagt, dass nur wenige von seinen Leuten das Leben in der Stadt gut vertrugen. Hoffentlich war er eine Ausnahme, dachte sie – sein stiller Humor hatte ihr gut gefallen.

Stephen stand auf und räumte unaufgefordert ab, dann stöpselte er sich wieder ein, aber zu ihrer Überraschung ging er in *Der lange Weg zur Freiheit*, wobei er hin und wieder unterbrach, um ihr Fragen dazu zu stellen. Nachdem er schließlich auf sein Zimmer verschwunden war, las Renie anderthalb Stunden lang Semesterarbeiten und ging dann in die Nachrichtenbank. Sie guckte Berichte über diverse weit entfernte Probleme – über Quarantänemaßnahmen in Zentralafrika wegen einer neuen Abart des Bukavu-Virus, einen Tsunami in den Philippinen, UN-Sanktionen gegen den Freistaat Rotes Meer und eine Gruppenklage gegen einen Kinderbetreuungsdienst in Johannesburg – und dann noch die Lokalnachrichten, die jede Menge Bildmaterial über die Bombe im College brachten. Es war merkwürdig, im Netz zu sein und sich im Stereobild von 360 Grad dasselbe anzuschauen, was sie an dem Vormittag schon einmal in echt gesehen hatte. Es war schwer zu sagen, welche Erfahrung realer wirkte. Und überhaupt, was hieß heutzutage denn schon »real«?

Die Kopfarmatur wurde ihr zu eng und drückend, deshalb setzte sie sie ab und schaute sich die übrigen Nachrichten, die sie noch sehen wollte, auf dem Wandbildschirm an. Bei voller Immersion hatte sie ohnehin immer das Gefühl, noch in der Arbeit zu sein.

Erst als sie allen für den nächsten Tag etwas zu Mittag gemacht, dann den Wecker gestellt und sich ins Bett gelegt hatte, kam das Gefühl, das schon den ganzen Abend an ihr genagt hatte, endlich an die Oberfläche: Stephen hatte sie irgendwie an der Nase herumgeführt. Sie hatten über etwas geredet, und er hatte das Thema gewechselt, und sie waren nicht mehr darauf zurückgekommen. Sein anschließendes Verhalten war ziemlich verdächtig gewesen und ließ darauf schließen, dass er etwas verheimlichte.

Sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, worüber sie geredet hatten – über irgendwelche Netboytricksereien wahrscheinlich. Sie nahm sich vor, ihn noch einmal darauf anzusprechen.

Aber es gab so viel zu tun, so furchtbar viel zu tun. Und nie genug Stunden am Tag.

*Das ist es, was ich brauche.* Der nahende Schlaf benebelte sie; sogar ihre Gedanken fühlten sich schwer an, wie eine Last, die sie nur zu gern abwerfen würde. *Ich brauche nicht noch mehr Netz, noch mehr realistische Immersion, noch mehr Bilder und Töne. Ich brauche einfach mehr Zeit.*

> »Jetzt habe ich es gesehen.« !Xabbu betrachtete die weit weg erscheinenden weißen Wände der Simulation. »Aber ich verstehe es immer noch nicht richtig. Du sagst, dieser Ort ist *nicht* real?«

Sie wandte sich ihm voll zu. Obwohl ihr Äußeres nur andeutungsweise menschlich war, beruhigte es Anfänger, wenn so viele Formen normaler Interaktion wie möglich erhalten blieben. !Xabbu war in dieser Anfängersimulation eine graue menschenartige Figur mit einem roten X auf der Brust. Obwohl das X ein normaler Bestandteil des Simuloiden war, hatte Renie auf ihre Figur ein entsprechendes knallrotes R geschrieben – auch dies um die Umstellung zu erleichtern.

»Ich möchte nicht unhöflich sein«, sagte sie vorsichtig, »aber ich bin es wirklich nicht gewohnt, Sitzungen dieser Art mit einem Erwachsenen durchzuführen. Sei bitte nicht beleidigt, wenn ich etwas erkläre, was dir ganz selbstverständlich vorkommt.«

!Xabbus Simuloid hatte kein Gesicht, somit auch keinen Gesichtsausdruck, aber seine Stimme war unbefangen. »Ich bin nicht leicht zu beleidigen. Und ich weiß, dass ich ein merkwürdiger Fall bin, aber im Okawangobecken gibt es keinen Netzanschluss. Bitte bringe mir alles bei, was du einem Kind beibringen würdest.«

Wieder fragte sich Renie, was !Xabbu ihr wohl verschwieg. In den letzten paar Wochen war deutlich geworden, dass er über ungewöhnliche Verbindungen verfügte – niemand sonst an der Technischen Hochschule hätte ohne Vorkenntnisse einen Platz im Networkerkurs für Fortgeschrittene bekommen. Es war, als wollte man jemanden, der das ABC lernen sollte, in ein Literaturseminar an der Universität Johannesburg schicken. Aber er war gescheit, sehr gescheit: Bei seiner kleinen Statur und seiner förmlichen Art war man wirklich versucht, ihn für ein Wunderkind oder eine Art Naturgenie zu halten.

*Andererseits, dachte sie, wie lange würde ich nackt und unbewaffnet*

*in der Kalahari überleben? Nicht allzu lange.* Zum Leben in der Welt gehörte immer noch mehr als Netzerfahrung.

»Also gut. Das Basiswissen über Computer und Datenverarbeitung hast du. Wenn du nun fragst: ›Ist dieser Ort real?‹ wirfst du damit ein sehr schwieriges Problem auf. Ein Apfel ist real, stimmt's? Aber das *Bild* eines Apfels ist kein Apfel. Es sieht aus wie ein Apfel, es erinnert dich an Äpfel, du kannst sogar beschließen, dass ein abgebildeter Apfel wahrscheinlich besser schmeckt als ein anderer – aber wirklich schmecken kannst du keinen von beiden. Du kannst kein Bild essen – oder wenigstens wäre es etwas Anderes, als einen realen Apfel zu essen. Es ist nur ein Symbol für etwas Reales, egal, wie realistisch es aussieht. Verstanden?«

!Xabbu lachte. »So weit verstehe ich dich.«

»Der Unterschied nun zwischen etwas Vorgestelltem – einem Begriff – und einem realen Ding war früher eine ziemlich fraglose Sache. Auch das realistischste Bild eines Hauses war nur ein Bild. Man konnte sich *vorstellen*, wie es wäre, hineinzugehen, aber man konnte nicht wirklich hinein, einfach weil es die Erfahrung, in ein reales Haus zu gehen, mit allem was dazugehört, nicht vollständig reproduzierte. Aber wenn man nun etwas herstellen *kann*, das sich wie ein reales Ding anfühlt, so schmeckt, so riecht, aber nicht das Ding ist, eigentlich gar kein ›Ding‹ ist, sondern nur das Symbol eines Dings, wie ein Bild – was ist dann?«

»Es gibt Stellen in der Kalahari«, sagte !Xabbu langsam, »wo man Wasser sieht, einen Tümpel mit frischem Wasser. Aber wenn man hingeht, ist es weg.«

»Ein Trugbild.« Renie wedelte kurz mit der Hand, und am anderen Ende der Simulation erschien ein Wassertümpel.

»Ein Trugbild«, stimmte !Xabbu zu. Er schien ihr Bildbeispiel zu ignorieren. »Aber wenn man es anfassen könnte, und es wäre nass, wenn man es trinken könnte, und es stillte den Durst – *wäre* es dann nicht Wasser? Es ist schwer, sich etwas vorzustellen, was zugleich real und nicht real ist.«

Renie führte ihn über den kahlen weißen Boden der Simulation zu dem Tümpel, den sie herbeigezaubert hatte. »Schau dorthin. Siehst du die Reflexionen? Jetzt schau, was ich mache.« Sie kniete sich hin und schöpfte mit ihren Simuloidenhänden Wasser. Es floss zwischen ihren

Fingern hindurch und rieselte in den Tümpel. Ringförmige Kräuselwellen überschnitten sich mehrfach. »Dies ist eine sehr einfache Anlage – das heißt, deine Interfaceteile, die Brille und die Sensoren, die du gerade angelegt hast, sind nicht gerade auf dem neuesten Stand. Aber selbst mit dem, was wir haben, sieht das doch wie Wasser aus, oder? Bewegt sich wie Wasser?«

!Xabbu bückte sich und strich mit seinen grauen Fingern durch den Tümpel. »Es fließt etwas seltsam.«

Renie winkte ab. »Mit mehr Geld und Zeit kriegt man es realistischer. Es gibt Simulationsapparaturen, die so gut sind, dass dies hier sich nicht nur genau wie wirkliches Wasser bewegen würde, sondern dass du es auch kalt und nass auf der Haut fühlen würdest. Und dann gibt es ›Cans‹ – neurokanuläre Implantate –, an die du und ich nie herankommen werden, es sei denn, wir arbeiten irgendwann einmal für die staatlichen Spitzenlabors. Damit kannst du dir computersimulierte Empfindungen direkt ins Nervensystem einspeisen. Wenn du eine von denen hättest, dann *könntest* du dieses Wasser trinken, und es würde sich genauso anfühlen und genauso schmecken wie echtes.«

»Aber es würde nicht meinen Durst löschen, nicht wahr? Ohne echtes Wasser zu trinken, würde ich sterben.« Er klang nicht besorgt, nur interessiert.

»Allerdings. Daran sollte man immer denken. Vor ein oder zwei Jahrzehnten gab es alle paar Wochen Meldungen darüber, dass wieder ein Netboy oder ein Netgirl gestorben war – sie hatten sich zu lange unter simulierten Bedingungen aufgehalten und dabei völlig vergessen, dass sie richtiges Essen und richtiges Wasser brauchten. Von Kleinigkeiten wie Druckstellen ganz zu schweigen. So was kommt heute nicht mehr oft vor – zu viele Schutzvorrichtungen bei den kommerziellen Produkten, zu viele Restriktionen und Alarmauslöser beim Netzzugang an Universitäten und in Unternehmen.«

Renie winkte, und das Wasser verschwand. Sie winkte abermals, und ein Wald aus immergrünen Bäumen füllte plötzlich den leeren Raum um sie herum, hoch aufragende Säulen mit rötlicher rissiger Rinde und diffusen dunkelgrünen Laubmassen hoch oben. !Xabbus scharfes Einatmen verschaffte ihr eine kindliche Befriedigung. »Es ist nur eine Frage von Eingabe und Ausgabe«, sagte sie. »Genau wie früher jemand vor einem flachen Bildschirm saß und Befehle über ein Key-

board eingab, so bewegen wir heute auf bestimmte Weise die Hände und zaubern. Aber es ist nicht gezaubert. Es ist bloß eine Eingabe, mit der man dem Rechenteil der Anlage sagt, was er tun soll. Und statt dass das Ergebnis vor uns auf einem Bildschirm erscheint, erhalten wir die Ausgabe in Form von stereoskopischen Visualisierungen«, sie deutete auf die Bäume, »Geräuschen«, sie machte wieder eine Geste, und leises Vogelgezwitscher erfüllte den Wald, »und was wir sonst noch wollen. Was geht und was nicht geht, richtet sich allein nach der Leistungsfähigkeit der Prozessoren und der Interfaceteile.«

Renie rundete das Bild noch ein wenig ab, indem sie über das vielverästelte Gezweig eine Sonne an den Himmel setzte und den Waldboden mit Gras und kleinen weißen Blumen bedeckte. Als sie fertig war, breitete sie mit leichter Theatralik die Hände aus. »Siehst du, man braucht nicht mal die ganze Arbeit selbst zu machen – die Maschinen sorgen dafür, dass die Details stimmen, Winkel und Schattenlängen und so. Diese Sachen sind einfach. Die Grundlagen hast du schon gelernt – in wenigen Wochen wirst du so was selber machen.«

»Als ich das erste Mal meinem Großvater zusah, wie er einen Fischespeer machte«, sagte !Xabbu langsam, »dachte ich auch, es sei gezaubert. Seine Finger bewegten sich so schnell, dass ich nicht erkennen konnte, was sie machten. Sie hackten hier, drehten dort, zwirbelten die Schnur – und auf einmal war der Speer fertig!«

»Genau. Der einzige Unterschied ist, dass, wenn du unter *diesen* Bedingungen hier die besten Fischespeere machen willst, du jemanden finden musst, der das bezahlt. Eine VR-Ausstattung fängt mit dem einfachen Zeug an, das jeder zuhause hat – jeder außerhalb des Okawangobeckens, heißt das –« Sie wünschte, er könnte sie lächeln sehen; sie hatte die Bemerkung nicht böse gemeint. »Aber um an die Spitzenprodukte ranzukommen, musst du eine Diamantenmine oder zwei besitzen. Oder ein kleines Land. Doch selbst an einer Provinzuni wie dieser mit ihrem alten Klapperkram kann ich dir eine Menge zeigen.«

»Du hast mir bereits eine Menge gezeigt, Frau Sulaweyo. Könnten wir jetzt etwas Anderes machen? Dürfte ich etwas machen?«

»In VR-Environments etwas zu erschaffen ...« Sie stockte und überlegte, wie sie es erklären sollte. »Ich kann dir zeigen, wie du etwas tun, wie du Sachen machen kannst, aber in Wirklichkeit wärest du nicht der

gestaltende Teil. Nicht auf diesem Niveau. Du würdest lediglich ein paar extrem leistungsfähigen Programmen sagen, was du haben willst, und die würden es dir geben. Das kann man machen, aber zuerst solltest du dir die Basistechniken aneignen. Das wäre so, als ob dein Großvater die ganze Arbeit an dem Speer gemacht hätte und dir jetzt den letzten Handgriff überließe. Du hättest den Speer nicht gemacht, und du hättest auch nicht gelernt, wie du selber einen machen kannst.«

»Du willst damit sagen, dass ich zuerst das richtige Holz finden muss, lernen muss, wie man die Speerspitze erkennt und formt, wo man den ersten Hieb ansetzt.« Er breitete seine Simuloidenarme auf drollige Weise aus. »Ja?«

Sie lachte. »Ja. Aber wenn du mir versprichst, nicht zu vergessen, dass noch eine Menge weniger spektakulärer Arbeit zu tun ist, bevor derartige Sachen etwas bringen, will ich dir zeigen, wie du etwas machen kannst.«

Unter Renies geduldiger Anleitung studierte !Xabbu die Handbewegungen und Körperhaltungen ein, mit denen man den Mikroprozessoren Befehle gab. Er lernte rasch, und sie fühlte sich abermals an die Art und Weise erinnert, wie Kinder das Netz erlernten. Wenn man Erwachsenen eine neue Aufgabe stellte, versuchten die meisten, sie logisch zu durchdringen, und gerieten dabei häufig in Sackgassen, wenn ihre Denkmodelle den neuen Umständen nicht entsprachen. Aber trotz seiner offensichtlichen Intelligenz ging !Xabbu die VR viel intuitiver an. Statt sich etwas Bestimmtes vorzunehmen und dann mit Gewalt zu versuchen, dass die Anlage seine Vorstellungen umsetzte, ließ er sich von den Mikroprozessoren und der Software zeigen, was sie konnten, und verfolgte dann die Richtungen weiter, die ihn interessierten.

Während sie zusahen, wie seine ersten Ansätze, Formen und Farben zu steuern, wie aus dem Nichts erschienen und wieder verschwanden, fragte er sie: »Aber wozu diese ganzen Mühen und Kosten, um die Realität zu ... *fingieren* – ist das das richtige Wort? Warum wollen wir die Realität überhaupt fingieren?«

Renie zögerte. »Na ja, indem wir lernen, die Realität zu ... fingieren, können wir Sachen machen, die es nur in unserer Fantasie geben kann, wie Künstler es von jeher getan haben, oder anschaulich vorführen, was wir gern herstellen würden, wie Architekten es tun, wenn sie einen Bauplan zeichnen. Aber wir können uns auch ein Environment

schaffen, in dem sich bequemer arbeiten lässt. Genau wie dieses Programm eine Geste nimmt«, sie schwenkte einen Arm, und ein weißes Wölkchen erschien über ihnen am Himmel, »und eine Wolke macht, kann es die gleiche Geste nehmen und eine große Datenmenge von einem Ort an einen andern transportieren oder andere Daten ausfindig machen. Statt krumm und bucklig vor einem Keyboard oder einem Touchscreen zu hängen wie früher, können wir sitzen oder stehen oder liegen, deuten oder winken oder sprechen. Die Geräte zu benutzen, auf die wir im Leben angewiesen sind, kann so leicht sein wie ...« Sie suchte nach einem passenden Vergleich.

»Wie einen Fischspeer zu machen.« Seine Stimme hatte einen seltsamen Unterton. »Damit wären wir, scheint es, wieder am Ausgangspunkt angelangt. Erst komplizieren wir unser Leben mit Maschinen, und dann setzen wir alles daran, es so einfach zu machen wie vorher, als wir noch keine hatten. Haben wir damit irgendetwas gewonnen, Frau Sulaweyo?«

Renie fühlte sich irgendwie angegriffen. »Unsere Fähigkeiten sind größer – wir verfügen über mehr Möglichkeiten ...«

»Können wir mit den Göttern reden und ihre Stimmen deutlicher hören? Oder sind wir jetzt, mit all diesen Fähigkeiten, *selber* Götter geworden?«

!Xabbus veränderter Ton hatte sie überrumpelt. Während sie noch krampfhaft nach einer einleuchtenden Antwort suchte, sprach er abermals.

»Schau mal, Frau Sulaweyo. Was hältst du davon?«

Ein kleines und etwas scharfkantiges Blümchen war aus dem simulierten Waldboden gesprossen. Es glich keiner Blume, die Renie kannte, aber es hatte eine Intensität, die sie bestechend fand; es glich fast mehr einem Kunstwerk als einem Versuch, eine echte Pflanze zu imitieren. Seine samtigen Blütenblätter waren blutrot.

»Das ... das ist fürs erste Mal sehr gut, !Xabbu.«

»Du bist eine sehr gute Lehrerin.«

Er schnippte mit seinen plumpen grauen Fingern, und die Blume verschwand.



> Sie drehte sich um und streckte die Hand aus. Ein Regal voller Bücher sprang vor, damit sie die Titel lesen konnte.

»Mist«, flüsterte sie. »Wieder nichts. Ich komme einfach nicht auf den Namen. *Suche alles mit »räumliche Gestaltung« oder »räumliche Darstellung« und »Kind« oder »Jugend« im Titel.*«

Drei Bände erschienen und blieben vor den Mediatheksregalen im Raum stehen.

»*Analyse der räumlichen Darstellungsfähigkeit im Jugendalter*«, las sie. »Sehr schön. *Liste mir nach Häufigkeit geordnet die Fälle von . . .*«

»Renie!«

Auf den Ruf der körperlosen Stimme ihres Bruders hin wirbelte sie herum, genau wie sie es in der wirklichen Welt getan hätte. »Stephen? Wo bist du?«

»Bei Eddie. Aber wir ... haben ein Problem.« Er hörte sich ängstlich an. Renie fühlte, wie ihr Puls schneller schlug. »Was für ein Problem? Irgendwas dort im Haus? Hast du Ärger mit jemand?«

»Nein. Nicht hier im Haus.« Er klang so elend, als ob ihn ältere Jungs auf dem Heimweg von der Schule in den Kanal geworfen hätten. »Wir sind im Netz. Kannst du kommen und uns helfen?«

»Stephen, was ist los? Sag schon!«

»Wir sind im Inneren Distrikt. Komm schnell!« Der Kontakt war weg. Renie presste zweimal ihre Fingerspitzen zusammen, und ihre Mediathek verschwand. Während ihre Anlage keine Daten zu kauen hatte, hing sie einen Moment lang im blanken grauen Netspace. Mit einer raschen Handbewegung holte sie sich ihr Hauptmenü herbei und versuchte, direkt zum augenblicklichen Aufenthalt ihres Bruders zu springen, aber eine Anzeige »Kein Zugang« hinderte sie daran. Er war also wirklich im Inneren Distrikt, und dazu in einer Zone nur für zahlende Kunden. Kein Wunder, dass er den Kontakt nicht lange gehalten hatte. Er belastete das Konto von jemand anders – wahrscheinlich von seiner Schule – mit Anschlussgebühren, und jede große Benutzergruppe hielt genau nach solchen Verlusten die Augen offen.

»Zum *Teufel* mit dem Bengel!« Erwartete er vielleicht, dass sie sich in ein großes kommerzielles System hineinhäcke? Darauf standen Strafen, in manchen Fällen sogar Haftstrafen wegen unbefugten Eindringens. Ganz zu schweigen davon, wie die Technische Hochschule reagieren würde, wenn eine ihrer Dozentinnen bei einem derartigen

Dummemädchenstreich erwischt wurde. Aber er hatte sich so verängstigt angehört...

»Zum Teufel!«, sagte sie noch einmal, seufzte und machte sich daran, sich eine Tarnidentität zu basteln.

Jeder, der den Inneren Distrikt betreten wollte, brauchte dazu einen Simuloiden: Die Elite des Netzes wollte keine unsichtbaren Gaffer zu befürchten haben. Renie wäre am liebsten im äußersten Minimum aufgetreten – einem gesichts- und geschlechtslosen Ding ähnlich einem Fußgänger auf einem Verkehrsschild –, aber ein primitiver Sim zeugte von Armut, und mit nichts machte man sich am Gateway zum Inneren Distrikt schneller verdächtig. Sie entschied sich schließlich für einen androgynen Dienst-Sim, der hoffentlich gerade genug Mienenspiel und Körpersprache zuließ, um sie als Botengänger irgendeines reichen Netzmagnaten erscheinen zu lassen. Die Kosten müssten, durch mehrere Buchungsvorgänge gefiltert, unter den Betriebsausgaben der Hochschule in einem Nebenposten auftauchen; wenn sie schnell genug drinnen und wieder draußen war, durfte der Betrag eigentlich niemandem auffallen.

Dennoch war ihr das Risiko zuwider, und die Unredlichkeit noch mehr. Wenn sie Stephen gefunden und dort aus der Patsche gezogen hatte, würde sie ihm gründlich den Kopf waschen.

Aber er hatte sich so verängstigt angehört...

Das Gateway zum Inneren Distrikt war ein leuchtendes Rechteck am Fuß einer Fläche, die eine kilometerhohe Mauer aus weißem Granit zu sein schien, taghell erleuchtet, obwohl an der Kuppel des simulierten schwarzen Himmels nirgends eine sichtbare Sonne schien. Ein Getümmel von Figuren wartete darauf, datenverarbeitet zu werden, einige davon mit wilden Körperformen und knalligen Farben – es gab einen besonderen Typ von Gaffern, die am Zugang herumstanden, obwohl sie nicht auf Einlass hoffen konnten, so als wäre der Innere Distrikt ein Club, der plötzlich beschließen könnte, dass die Kundschaft an dem Abend etwas bunter werden müsste –, aber die meisten waren so funktional bekörpert wie Renie, und alle hielten sich an ungefähr menschliche Maße. Es war ein Witz, dass dort, wo die Konzentration von Reichtum und Macht im Netz am größten war, die Geschwindigkeit wieder so langsam wurde wie der schleppende Gang

der Dinge in der wirklichen Welt. In ihrer Mediathek oder im Informationsnetz der TH konnte sie mit einer einzigen Geste an jeden Ort springen, an den sie wollte, oder sich genauso rasch alles basteln, was sie brauchte, aber der Innere Distrikt und andere Zentren der Macht zwangen Benutzer in Sims und behandelten die Sims dann genau wie richtige Leute: Trieben sie in virtuelle Büros und Kontrollstellen und ließen sie elend lange warten, während ihre Anschlussgebühren stetig stiegen.

*Wenn die Politiker je eine Möglichkeit finden, das Licht zu besteuern,* dachte sie mürrisch, *werden sie wahrscheinlich auch Wartezimmer für die Prüfung von Sonnenstrahlen einrichten.* Sie stellte sich hinter einem gebückten grauen Etwas in die Schlange, einem Sim der untersten Kategorie, dessen hängende Schultern bereits die Erwartung der Abweisung erkennen ließen.

Nach einer unerträglich lange erscheinenden Wartezeit wurde der Sim vor ihr erwartungsgemäß abgewiesen, und sie stand zu guter Letzt einem Funktionär gegenüber, der so sehr nach einer Witzfigur aussah, dass sie es kaum glauben konnte. Er war klein und hatte ein Nagetiergesicht mit einer altmodischen Brille auf der Nasenspitze, über die zwei kleine, misstrauische Augen spähten. Bestimmt war er ein Replikant, dachte sie, ein Programm mit dem Aussehen eines Menschen. Kein Mensch konnte dermaßen wie ein mieser, kleiner Bürokrat aussehen oder würde, wenn doch, sein Aussehen im Netz beibehalten, wo man sich gestalten konnte, wie man wollte.

»Anliegen im Inneren Distrikt?« Sogar seine Stimme klang gepresst wie ein Kazoo, als ob sie durch etwas Anderes käme als die normale Mundöffnung.

»Sendung an Johanna Bundazi.« Die Rektorin der Technischen Hochschule unterhielt, wie Renie wusste, einen kleinen Netzknoten im Inneren Distrikt.

Der Funktionär blickte sie eine ganze Weile feindselig an. Irgendwo rechneten Rechner. »Frau Bundazi ist zurzeit nicht anwesend.«

»Ich weiß.« Sie wusste es wirklich – sie hatte sich das genau zurechtgelegt. »Ich soll etwas persönlich an ihren Knoten zustellen.«

»Warum? Sie ist nicht hier. Es wäre sicher sinnvoller, es an den Knoten zu senden, auf den sie gerade zugreift.« Abermals eine kurze Pause. »Sie ist im Augenblick an keinem Knoten erreichbar.«

Renie bemühte sich, ruhig zu bleiben. Das *musste* ein Replikant sein – die Simulation bürokratischer Engstirnigkeit war zu perfekt. »Ich weiß nur, dass ich gebeten wurde, es an ihren Knoten im Inneren Distrikt zuzustellen. Warum sie unbedingt möchte, dass es direkt hinaufgeladen wird, ist ihre Sache. Sofern du keine gegenteiligen Anweisungen hast, lass mich meinen Auftrag erledigen.«

»Warum besteht die Senderin auf persönlicher Zustellung, wenn sie gar nicht dort anwesend ist?«

»Ich weiß es nicht! Und du musst es auch nicht wissen. Soll ich unverrichteter Dinge abziehen, und du sagst Frau Bundazi, dass du ihr eine Sendung verweigert hast?«

Der Funktionär kniff die Augen zusammen, als forschte er in einem richtigen Menschengesicht nach Anzeichen von Falschheit oder bösen Absichten. Renie war froh, dass die Simmaske sie abschirmte. *Na los, du blöder Korinthenkacker, versuch doch, mich zu durchleuchten!*

»Na gut«, sagte er schließlich. »Du hast zwanzig Minuten Zeit.« Das, wusste Renie, war die absolute Mindestzugangszeit und somit eine ausgesprochene Unfreundlichkeit.

»Was ist, wenn weitere Anweisungen da sind? Was ist, wenn sie eine Mitteilung in dieser Sache zurückgelassen hat und ich noch etwas an jemand anders im Distrikt zustellen muss?« Renie wünschte sich plötzlich, dies wäre ein Spiel und sie könnte eine Laserpistole zücken und den Rep zu Klump schießen.

»Zwanzig Minuten.« Er erhob eine kurzfingerige Hand, um weitere Einwände abzuwürgen. »Neunzehn Minuten und ... sechsfünfzig Sekunden genau. Die Zeit läuft. Wenn du mehr brauchst, musst du wieder vorsprechen.«

Schon im Weggehen begriffen, drehte sie sich noch einmal zu dem Mann mit dem Rattengesicht um, was den nächsten Antragsteller, der endlich das Heilige Land erreicht hatte, zu einem protestierenden Aufstöhnen veranlasste. »Bist du ein Replikant?«, wollte Renie wissen. Ein paar andere in der Schlange tuschelten überrascht. Es war eine sehr unhöfliche Frage, aber das Gesetz verlangte, dass sie beantwortet wurde.

Der Funktionär warf sich empört in die Brust. »Ich bin ein Bürger. Willst du meine Nummer wissen?«

Herr im Himmel. Er war tatsächlich ein richtiger Mensch. »Nein«, sagte sie. »Pure Neugier.«

Sie verfluchte sich für ihre Hitzköpfigkeit, aber eine Frau konnte sich schließlich nicht alles bieten lassen.

Im Unterschied zu der sorgfältigen Nachahmung des wirklichen Lebens überall sonst im Inneren Distrikt wurde einem kein Durchgang durch das Tor vorgespiegelt: Kaum war ihr Einlass bestätigt, wurde Renie einfach auf die Gateway Plaza befördert, eine riesige und deprimierend neofaschistische Masse simulierter Steine, ein gepflasterter Platz von der scheinbaren Größe eines kleinen Landes, umgeben von turmhohen Bögen und speichenförmig abgehenden Straßen, die sich in trügerischer Geradheit in der Ferne verliefen. Das Ganze war natürlich eine Illusion. Ein kurzer Spaziergang auf einer der Straßen brachte einen zwar immer irgendwohin, aber nicht unbedingt an einen Ort, den man von der Plaza aus sehen konnte, und auch nicht unbedingt auf einer breiten, geraden Hauptstraße oder überhaupt auf einer Straße.

Trotz ihrer ungeheuren Größe ging es auf der Plaza drängeliger und lauter zu als im Wartebereich vor dem Gateway. Die Leute hier waren *drinnen*, und sei es nur kurzzeitig, und das verlieh ihren Bewegungen eine gewisse Bestimmtheit und Selbstgefälligkeit. Und wenn sie überhaupt die Muße hatten, das wirkliche Leben so weitgehend zu imitieren, dass sie über die Plaza schlendern konnten, dann hatten sie wahrscheinlich allen Grund, selbstgefällig zu sein: Den Zutrittsberechtigten der untersten Stufe wie Renie räumte man gar nicht erst die Zeit ein, etwas Anderes zu tun, als unverzüglich zu ihrem Bestimmungsort und zurück zu eilen.

Es war ein Ort, der zum Verweilen einlud. Die eigentlichen Bewohner des Inneren Distrikts, die Leute, die das Geld und die Macht hatten, in diesem Elitesektor des Netzes ihren eigenen privaten Raum zu beanspruchen, unterlagen in der Gestaltung ihrer Sims nicht denselben Beschränkungen wie Besucher. In der Ferne erblickte Renie zwei nackte Männer mit unglaublichen Muskelpaketen, die zudem beide knallrot und zehn Meter groß waren. Was *die* wohl dafür berappen mussten, fragte sie sich, allein an Steuern und Anschlussgebühren – denn es war viel kostspieliger, einen aus dem Rahmen fallenden Körper durch die Simulationen spazieren zu führen.

*Neureiche*, entschied sie.

Bei den wenigen anderen Gelegenheiten, zu denen sie in den Inne-

ren Distrikt hineingekommen war – meistens auf dem Händerweg als studentisches Netgirl, aber zweimal auch als rechtmäßiger Gast von jemand anders –, hatte sie sich mit Wonne einfach alles angeschaut. Der Innere Distrikt war ja auch einzigartig: Die erste wirkliche Weltstadt, deren Einwohnerschaft (auch wenn sie simuliert war) aus den etwa zehn Millionen einflussreichsten Bürgern des Planeten Erde bestand ... oder wenigstens glaubte das die Klientel des Distrikts, und sie gab sich große Mühe, diesem Anspruch gerecht zu werden.

Die Dinge, die sie sich schufen, waren großartig. An einem Ort ohne Schwerkraft oder auch nur die Notwendigkeit normaler geometrischer Formen und mit überaus flexiblen Zonenaufteilungen in den Privatsektoren hatte das menschliche schöpferische Genie die spektakulärsten Blüten getrieben. Konstruktionen, die in der wirklichen Welt Gebäude und damit irdischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen gewesen wären, brauchten hier auf solche irrelevanten Gesichtspunkte wie oben und unten und das Verhältnis von Größe zu Gewicht keine Rücksicht nehmen. Sie mussten nur als Netzknoten dienen, und deshalb konnte es sein, dass die abenteuerlichsten Kunststücke des Computerdesigns, wild und bunt wie Dschungelblüten, über Nacht aus dem Boden sprossen und genauso schnell wieder verschwanden. Selbst jetzt hielt sie einen Moment an, um einen unmöglich dünnen, durchsichtigen grünen Wolkenkratzer zu bewundern, der hinter den Bögen hoch in den Himmel stach. Sie fand ihn wunderschön und ungewöhnlich maßvoll, eine Stricknadel aus feinsten Jade.

Wenn die Dinge, die sich diese Bewohner des innersten Kreises der Menschheit schufen, spektakulär waren, so waren die Dinge, die sie aus sich selbst machten, das nicht minder. An einem Ort, dessen einzige absolute Bedingung war, dass man existierte, und wo nur die Finanzen, der Geschmack und der normale Anstand der Fantasie Grenzen setzten (und manche Stammkunden im Distrikt waren notorisch gut mit Nummer eins und schlecht mit den beiden anderen ausgestattet), gaben allein schon die Passanten, die auf den Hauptverkehrsadern herumflanierten, ein endloses und endlos abwechslungsreiches Schauspiel ab. Von den Extremen der aktuellen Mode (lang gezogene Köpfe und Gliedmaßen schienen im Moment in zu sein) bis zur Nachbildung realer Dinge und Personen (auf ihrem ersten Ausflug in den Distrikt hatte Renie drei verschiedene Hitler gesehen, einer davon in einem Ballkleid

aus blauen Orchideen) und noch weiter bis in die Sphären des Designs, wo die Ausstattung mit einem Körper nur einen Ausgangspunkt darstellte, war der Distrikt eine einzige Nonstop-Parade. In der Anfangszeit hatten Touristen, die sich den Zugang als Teil ihres Urlaubspakets erkauft hatten, oft stundenlang gaffend in Straßencafés gesessen, bis es ihnen wie den allerjüngsten Netboys ging und ihre wirklichen fleischlichen Körper vor Hunger und Durst umfielen und ihre Simulationen erstarrten oder ausgingen. Der Grund war leicht zu verstehen. Es gab immer *noch* etwas zu sehen, immer erschien schon die nächste fantastische Kuriosität in der Ferne.

Aber heute war sie nur zu einem einzigen Zweck hier: Um Stephen zu finden. Dabei belastete sie das Konto der TH mit Gebühren, und sie hatte sich jetzt den Zorn des widerlichen kleinen Kerls am Gateway zugezogen. Daher programmierte sie die Sendung für Rektorin Bundazi auf *Eintrittszeit plus 19-Minuten*, denn sie wusste, dass der Herr »Bürger« nachprüfen würde. Die Sendung war in Wirklichkeit eine belanglose Lieferung an den Fachbereich mit der Rektorin als Adressatin. Sie hatte den Lieferschein mit einer Nachricht vertauscht, die tatsächlich persönlich an einen von Frau Bundazis anderen Knoten zugestellt werden sollte, und sie hoffte, man würde die Schuld an der daraus entstehenden Verwirrung der Poststelle zuschieben, einem seit zwei Jahrzehnten überholten E-mail-System, dem man auf jeden Fall gar nicht genug Schuld zuschieben konnte. Der Versuch, eine Mitteilung durch das interne Nachrichtensystem der TH zu schicken, war so, als wollte man Butter durch einen Stein drücken.

Nach einer kurzen Überprüfung von Stephens letzten Sendekoordinaten sprang Renie in die Lullaby Lane, die Hauptverkehrsader von Toytown, einem leicht angestaubten Sektor, der die kleineren und weniger erfolgreichen kreativen Firmen und Händler ebenso wie die Privatknoten derjenigen beherbergte, die ihren Einwohnerstatus im Inneren Distrikt nur noch mit Ach und Krach halten konnten. Die Grundgebühren für das Distriktnetz waren sehr teuer, und teuer waren auch die kreativen Moden, die man mitmachen musste, wenn man seinen Platz in der Elite behaupten wollte. Doch selbst wenn man sich nicht jeden Tag einen neuen und exotischen Sim leisten konnte, selbst wenn man es sich nicht leisten konnte, seinen Geschäfts- oder Privatknoten jede Woche umzustylen, war die schlichte Tatsache einer

Adresse im Inneren Distrikt immer noch ein wesentlicher Prestigefaktor in der wirklichen Welt. In der heutigen Zeit war sie oft die letzte Fassade, die die sozialen Absteiger fallen ließen – und das auch nur, wenn sie gar nicht anders konnten.

Renie konnte die Signalquelle nicht gleich lokalisieren, deshalb ging sie auf Schrittgeschwindigkeit herunter, jedoch ohne dass ihr auf das Nötigste reduzierter Sim so etwas Teures und unnütz Kompliziertes wie Gehbewegungen gemacht hätte. Toytowns Randständigkeit war überall um sie herum deutlich erkennbar. Die meisten Knoten waren hochgradig funktional – weiße, schwarze oder graue Boxen, die keinen anderen Zweck hatten, als das Unternehmen eines um seine Existenz ringenden Bürgers von dem des nächsten abzugrenzen. Einige der anderen Knoten waren früher einmal ziemlich pompös gewesen, aber inzwischen stilistisch hoffnungslos veraltet. Einige lösten sich sogar nach und nach auf, weil die Eigentümer die teureren visuellen Funktionen geopfert hatten, um den Platz halten zu können. Sie kam an einem großen Knoten vorbei, angelehnt einem Bau aus Fritz Langs *Metropolis* – alte Science-Fiction-Filme waren vor nahezu einem Jahrzehnt die große Mode im Distrikt gewesen –, jetzt aber völlig transparent und die große Kuppel nur noch ein polyedrisches Skelett, alle Details verschwunden, die einst so prachtvollen Farben und Texturen abgeschaltet.

Es gab nur einen einzigen Knoten in der Lullaby Lane, der sowohl zeitgemäß als auch teuer aussah, und der war ganz in der Nähe des Herkunftspunktes von Stephens Hilferuf. Das virtuelle Bauwerk war eine riesige neugotische Villa, die ein Areal von der Größe zweier Häuserblocks in der wirklichen Welt bedeckte, mit spitzen Türmchen und labyrinthisch wie ein Termitenbau. Bunte Lichter blinkten in den Fenstern: dunkles Rot, kalkig mattes Lila und aufpeitschendes Weiß. Dumpf dröhnende Musik tat kund, dass es sich um eine Art Club handelte, desgleichen die bewegten Buchstaben, die wie gleißende Schlangen auf Englisch – und anscheinend auch auf Japanisch, Chinesisch, Arabisch und in noch ein paar anderen Schriften – »MISTER J'S« auf die Fassade malten. Und als ob die Cheshire-Katze ihren unschlüssigen Tag hätte, sah man mitten zwischen den sich windenden Buchstaben ein riesiges, zähnefletschendes, körperloses Grinsen aufleuchten und sofort wieder verschwinden.

Sie erkannte den Namen wieder – Stephen hatte ihn erwähnt. Die-



ser Ort hatte ihn in den Inneren Distrikt gelockt, oder jedenfalls in diesen Teil des Distrikts. Angewidert und fasziniert starrte sie darauf. Die Lockwirkung war leicht zu begreifen: Jeder sorgfältig schattierte Winkel, jedes Licht verströmende Fenster schrie es hinaus, dass hier eine Fluchtmöglichkeit war, die große Freiheit, vor allem die Freiheit von Verboten. Hier gab es ein Asyl, wo alles erlaubt war. Bei dem Gedanken, dass ihr elfjähriger Bruder an einem solchen Ort sein könnte, schoss ihr ein kalter Angststoß das Rückgrat hinauf. Aber wenn er tatsächlich dort war, musste sie dort hinein ...

*»Renie! Hier oben!«*

Ein leiser Ruf, wie aus nächster Nähe. Stephen versuchte, nur im Nahbereich zu senden, ohne zu begreifen, dass es im Distrikt so etwas wie eine Nahbereichssendung nicht gab beziehungsweise nur dann, wenn man für seine Privatsphäre bezahlte. Wenn jemand mithören wollte, hörte er mit, deshalb war Schnelligkeit das Einzige, worauf es jetzt ankam.

*»Wo bist du? Bist du in diesem ... Club?«*

*»Nein! Auf der andern Straßenseite! In dem Gebäude mit dem Stoffding davor.«* Sie schaute sich um. Ein Stück die Lullaby Lane hinunter, gegenüber von Mister J's, erblickte sie etwas, das wie die leere Hülse eines alten Toytown-Hotels aussah – die Vertrauen erweckende Simulation einer realen Herberge, ein Ort, wo Distrikt-Touristen Nachrichten empfangen und Tagesausflüge planen konnten. In den Anfangstagen, als die VR noch eine leicht unheimliche Neuheit war, waren solche Hotels populärer gewesen. Dieses Haus hatte seine Glanzzeit offensichtlich schon lange hinter sich. Die Wände hatten die Farbschärfe verloren und waren an manchen Stellen sogar schon ganz verblasst. Über dem breiten Eingangsportal hing eine Markise und bewegte sich nicht, obwohl sie in einer simulierten Brise hätte flattern sollen – wie das ganze Gebäude war sie auf das Minimalniveau heruntergefahren worden.

Renie begab sich zum Eingang, und nachdem eine kurze Überprüfung ergeben hatte, dass es keinerlei Sicherheitsvorkehrungen mehr gab, trat sie ein. Das Innere war noch verwahrloster als das Äußere, der allmähliche Verfall hatte daraus ein Arsenal von Phantomwürfeln gemacht, aufeinandergestapelt wie ausrangierte Spielzeugbausteine. Ein paar besser gearbeitete Simobjekte hatten sich ihren ursprüng-

lichen Zustand weitgehend bewahrt und bildeten einen unheimlichen Kontrast. Die Rezeption war einer davon, ein schimmernder Klotz aus neonblauem Marmor. Dahinter entdeckte sie Stephen und Eddie.

»Was zum Teufel wird hier gespielt?«

Beide hatten SchulNetz-Sims, die höchstens so detailliert gestaltet waren wie ihrer, aber trotzdem sah sie an Stephens Gesicht, dass er schreckliche Angst hatte. Er rappelte sich auf und umschlang ihre Taille. Nur die Hände ihres Sims waren an die taktile Rückmeldung angeschlossen, und trotzdem merkte sie, dass er fest drückte. »Sie sind hinter uns her«, sagte Stephen atemlos. »Leute aus dem Club. Eddie hat einen Tarnschild, und hinter dem haben wir uns versteckt, aber es ist ein billiger, und sie werden uns bald gefunden haben.«

»Du hast mir gesagt, dass ihr hier drin seid, und damit weiß jeder hier, den es interessiert, das auch.« Sie drehte sich zu Eddie um. »Und wo in Gottes Names hast du einen Schild herbekommen? Nein, sag's mir nicht. Nicht jetzt.« Sie machte sich sacht von Stephen los. Es war merkwürdig, seinen dünnen Arm zwischen den Fingern zu fühlen und gleichzeitig zu wissen, dass ihre echten Körper sich in der wirklichen Welt an entgegengesetzten Enden der Stadt befanden, aber genau solche Wunder waren es, die sie ursprünglich auf das VR-Feld gelockt hatten. »Wir reden später drüber – und ich habe *reichlich* Fragen. Aber erstmal müsst ihr hier verschwinden, bevor wir wegen euch noch alle ein Strafverfahren an den Hals kriegen.«

Eddie machte schließlich den Mund auf. »Aber ... Soki ...«

»Wieso Soki?«, fragte Renie unwirsch. »Ist er etwa auch hier?«

»Er ist immer noch in Mister J's drin. Quasi.« Eddie schien mit den Nerven am Ende zu sein. Stephen redete für ihn weiter.

»Soki ist ... er ist in ein Loch gefallen. So 'ne Art Loch. Als wir ihn rausholen wollten, sind diese Männer gekommen. Ich glaube, es waren Reps.« Seine Stimme zitterte. »Sie waren echt zum Fürchten.«

Renie schüttelte den Kopf. »Für Soki kann ich nichts tun. Mir läuft die Zeit weg, und ich werde mich nicht widerrechtlich in einen Privatclub einschleichen. Wenn er erwischt wird, wird er erwischt. Wenn er verrät, wer mit dabei war, müsst ihr die Suppe auslöffeln, die ihr euch eingebrockt habt. Netboy-Lektion Nummer eins: Du kriegst, was du verdienst.«

»Aber ... aber wenn sie ihm was tun?«

»Ihm was tun? Sie können ihm einen Schreck einjagen – und das habt ihr Rotzlöffel auch verdient. Aber niemand wird ihm was tun.« Sie griff sich Eddie, so dass sie jetzt beide Jungen am Arm hielt; in den Prozessoren der TH zählte ihr Escape-Algorithmus zwei dazu. »Und wir werden jetzt ...«

Ein gewaltiges Krachen erscholl, beinahe so laut wie die Bombe in der TH, so laut, dass Renies Kopfhörer den höchsten Lärmpegel nicht mehr übertragen konnten und einen Augenblick lang gnädig verstummten. Die Hotelfront zerstäubte zu winzigen wirbelnden Netzstaubteilchen. Ein ungeheurer Schatten baute sich zwischen ihnen und der Toytown-Straße auf, viel größer als die meisten normalen Sims. Das war so ziemlich alles, was sie erkennen konnte: Etwas daran, etwas Dunkles und arrhythmisch Flackerndes in seinem Darstellungsmodus, machte es beinahe unmöglich, ihn anzuschauen.

»Mein Gott.« Renie klangen die Ohren. Das sollte ihr eine Lehre sein, nie wieder die Kopfhörer laut gestellt zu lassen. »Mein Gott!« Einen Moment lang erstarrte sie vor Schreck über die Gestalt, die sich vor ihr auftürmte, eine brillante abstrakte Umsetzung der Begriffe »groß« und »gefährlich«. Dann packte sie die Jungen und klinkte sich aus dem System aus.

»Wir ... wir sind in Mister J's rein. Bei uns an der Schule machen das alle.«

Renie starrte ihren Bruder über den Küchentisch hinweg an. Sie hatte sich Sorgen um ihn gemacht, sogar Angst ausgestanden, aber jetzt verdrängte die Wut alle anderen Gefühle. Erst hatte er ihr einen Haufen Umstände gemacht, und dann hatte er auch noch eine Stunde länger von Eddies Wohnblock nach Hause gebraucht als sie von der TH und sie gezwungen zu warten.

»Es ist mir egal, ob es alle machen, Stephen, und überhaupt bezweifle ich sehr, dass das stimmt. Ich bin gründlich veräzt! Du bist illegal in den Distrikt eingedrungen, und wenn sie dich erwischen, können wir das Bußgeld nie im Leben aufbringen. Und wenn meine Chefin spitzkriegt, wie ich dich da rausbugsiert habe, kann es sein, dass ich fliege.« Sie nahm seine Hand und drückte sie, bis er vor Schmerz das Gesicht verzog. »Ich könnte meinen Job loswerden, Stephen!«

»Still da drüben, dumme Kinder!«, rief ihr Vater aus dem hinteren Zimmer. »Da kriegt man ja Kopfweh von.«

Wenn keine Tür zwischen ihnen gewesen wäre, hätte Renies Blick Long Josephs Laken in Brand stecken können.

»Tut mir leid, Renie. Tut mir echt leid. Echt. Kann ich Soki noch mal probieren?« Ohne die Erlaubnis abzuwarten, drehte er sich zum Wandbildschirm um und gab den Anrufbefehl. Bei Soki meldete sich niemand.

Renie bemühte sich, ruhig zu bleiben. »Was war das für eine Geschichte, dass Soki in ein Loch gefallen ist?«

Stephen trommelte mit den Fingern nervös auf dem Tisch herum. »Eddie hat ihn getriezt.«

»Wozu getriezt? Verdammt noch mal, Stephen, lass dir doch nicht jedes Wort aus der Nase rausziehen.«

»Es gibt da so ein Zimmer in Mister J's. Ein paar Jungs aus der Schule haben uns davon erzählt. Sie haben ... na ja, da sind Sachen drin, die sind echt chizz.«

»Sachen? Was für Sachen?«

»So ... Sachen halt. Zum Angucken.« Stephen wich ihrem Blick aus.

»Aber wir haben sie nicht gesehen, Renie. Wir haben das Zimmer gar nicht gefunden. Der Club ist drinnen megariesig – du würdest es nicht für möglich halten. *Ewig groß!*« Einen Moment lang funkelten seine Augen, als er über die Erinnerung an die Herrlichkeiten in Mister J's völlig vergaß, dass er in ernsten Schwierigkeiten steckte. Ein Blick auf das Gesicht seiner Schwester erinnerte ihn wieder daran. »Na, egal, wir haben jedenfalls gesucht und gesucht und Leute gefragt – ich denke, die meisten waren Bürger, aber ein paar von denen haben sich echt komisch benommen –, aber niemand konnte uns was sagen. Irgendwann meinte einer, so ein transmegafetter Typ, man käme durch ein Zimmer unten im Keller rein.«

Renie unterdrückte ein angewidertes Schaudern. »Bevor du weitererzählst, junger Mann, möchte ich eins klarstellen. Du wirst *nie wieder* dort hingehen. Ist das klar? Schau mir in die Augen. *Nie wieder!*«

Widerwillig nickte Stephen. »Okay, okay. Ich lass es. Wir sind also diese ganzen wendligen Treppen runter – es war wie in einem Verlies-spiel! –, und nach einer Weile sind wir an diese Tür gekommen. Soki hat sie aufgemacht und ist ... reingefallen.«

»Wo reingefallen?«

»Keine Ahnung! Es war einfach wie ein großes Loch auf der andern Seite. Ganz tief unten war Rauch und so blaues Licht.«

Renie setzte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Jemand hat euch einen gemeinen, sadistischen kleinen Streich gespielt. Das geschieht euch ganz recht, ich hoffe bloß, Soki hat keinen zu großen Schreck gekriegt. Hat er auch SchulNetz-Geräte schwarz benutzt wie ihr beide?«

»Nein. Einfach seine Heimanlage. Ein billiges nigerianisches Teil.« Genau das, was ihre Familie auch hatte. Wie konnten Kids arm sein und trotzdem so verdammt snobistisch?

»Na ja, dann wird es mit der Schwindel- oder Fallsimulation nicht so weit her sein. Es wird ihm schon nichts passiert sein.« Sie blickte Stephen mit schmalen Augen an. »Du hast mich verstanden, ja? Du wirst nie wieder dorthin gehen, oder mit den Computerspielereien und den Besuchen bei Eddie und Soki ist es *ein für alle Mal* vorbei – und nicht bloß für den Rest des Monats.«

»Was?« Stephen sprang empört in die Höhe. »Kein Netz?«

»Bis zum Monatsende. Du kannst dankbar sein, dass ich Papa nichts erzählt habe – sonst würde er dir deinen bockigen schwarzen Hintern mit dem Riemen versohlen.«

»Das wär mir noch lieber als kein Netz«, sagte er mürrisch.

»Du würdest beides kriegen.«

Nachdem sie den maulenden und jammernden Stephen auf sein Zimmer geschickt hatte, begab sich Renie in ihre Mediathek am Arbeitsplatz – nicht ohne sich vorher zu vergewissern, dass ihre Inbox keine Mitteilung von Frau Bundazi wegen Hintergehung der TH enthielt – und rief einige Dateien über Unternehmen im Inneren Distrikt auf. Sie fand Mister J's, eingetragen als »Spiel- und Vergnügungsclub« und zugelassen ausschließlich für erwachsene Besucher. Der Club gehörte einer sogenannten »Happy Juggler Novelty Corporation« und hatte zuerst »Mister Jingo's Smile« geheißen.

Während sie in jener Nacht auf den Schlaf wartete, kamen ihr Bilder von der ekligen Fassade des Clubs, von Türmchen wie spitzen Idiotenköpfen und von Fenstern wie glotzenden Augen. Am schwersten abzuschalten war die Erinnerung an den riesigen beweglichen Mund und die Reihen schimmernder Zähne über der Tür – einem Eingang ohne Ausgang.

## Kapitel 2

### DER FLIEGER

NETFEED/MUSIK:

Drone "Bigger Than Ever"

(Bild: ein Auge)

Off-Stimme: Ganga Drone Musik wird dieses Jahr "stärker denn je" werden, meint einer ihrer führenden Vertreter.

(Bild: eine Gesichtshälfte, glitzernde Zähne)  
Ayatollah Jones, der für die Dronegruppe Your First Heart Attack singt und Neurokithara spielt, erklärte uns: Jones: "Wir ... die Sache ... wird ... stark. Mordo stark. Stärker ..."

(Bild: sich verschränkende Finger, viele Ringe, Schönheitshäutchen)

Jones: "... denn je. Ungeduppt. Echt stark."

> Christabel Sorensen war keine gute Lügnerin, aber mit ein wenig Übung wurde sie besser.

Sie war eigentlich kein böses Mädchen, obwohl einmal ihr Fisch gestorben war, weil sie ihn mehrere Tage lang zu füttern vergessen hatte. Sie hielt sich auch nicht für eine Lügnerin, obwohl es manchmal einfach ... bequemer war, nichts zu sagen. Als darum ihre Mutter sie fragte, wo sie hinwolle, lächelte sie und sagte: »Portia hat Otterland. Es ist ganz neu, und es ist, als ob du richtig schwimmst, bloß dass du atmen kannst, und es gibt einen Otterkönig und eine Otterkönigin ...«

Ihre Mutter winkte ab, um dem Redefluss Einhalt zu gebieten. »Das klingt doch nett, Liebes. Bleib nicht zu lange bei Portia – Papi wird zum Essen da sein. Ausnahmsweise.«

Christabel grinste. Papi arbeitete zu viel – das sagte Mami immer. Er hatte einen wichtigen Posten als Sicherheitschef des Militärstützpunkts. Christabel wusste nicht genau, was das hieß. Er war so was wie ein Polizist, bloß bei der Armee. Aber er trug keine Uniform wie die Armeesoldaten in Filmen.

»Kann's Eis geben?«

»Wenn du rechtzeitig heimkommst und mir beim Erbsenschälen hilfst, gib't Eis.«

»Okay.« Christabel zockelte los. Als sich die Tür mit dem bekannten Saugton hinter ihr schloss, musste sie lachen. Manche Geräusche waren einfach zu komisch.

Sie wusste, dass der Militärstützpunkt anders war als die Städte, in denen die Leute in den Netshows wohnten oder sogar in anderen Gegenden von North Carolina, aber sie wusste nicht warum. Es gab dort Straßen und Bäume und einen Park und eine Schule – eigentlich zwei Schulen, denn es gab eine Schule für erwachsene Armeebediensleute und eine für Kinder wie Christabel, deren Eltern auf dem Stützpunkt lebten. Papis und Mamis gingen normal gekleidet zur Arbeit, fuhren Autos, mähten ihren Rasen, luden sich gegenseitig zum Essen und Feiern und Grillen ein. Der Stützpunkt hatte zwar ein paar Sachen, die die meisten Städte nicht hatten – einen doppelten elektrischen Zaun ringsherum zum Schutz gegen die überfüllte Hängemattensiedlung jenseits des Grünstreifens und drei verschiedene Häuschen, Kontrollpunkte genannt, an denen alle Autos vorbeifahren mussten –, aber allein deswegen, fand sie, musste er noch lange kein Stützpunkt sein und nicht einfach ein ganz normaler Ort, wo man wohnte. Die anderen Kinder in der Schule hatten genau wie sie ihr Leben lang auf Stützpunkten gelebt und verstanden es deshalb auch nicht.

Sie bog links in die Windicott Lane ein. Wenn sie wirklich zu Portia gegangen wäre, hätte sie rechts gemusst, weshalb sie froh war, dass die Straßenecke von ihrem Haus aus nicht zu sehen war, nur für den Fall, dass ihre Mutter ihr hinterherblickte. Es war ein wenig seltsam, Mami zu sagen, sie ginge irgendwohin, und dann ganz woandershin zu gehen. Es war etwas Schlimmes, das wusste sie, aber nichts *richtig* Schlimmes, und es war sehr aufregend. Jedes Mal, wenn sie es tat, fühlte sie sich ganz zittrig und neu, wie ein schlotterbeiniges Jungfohlen, das sie mal im Netz gesehen hatte.

Von der Windicott bog sie um die Ecke in die Stillwell Lane. Sie hüpfte eine Weile und passte dabei auf, ja auf keine Bürgersteigritzen zu treten, dann bog sie in die Redland Road ein. Die Häuser hier waren deutlich kleiner als ihres. Einige sahen ein wenig traurig aus. Das Gras auf den Rasen war kurz wie überall auf dem Stützpunkt, aber das schien hier daher zu kommen, dass es nicht genug Kraft hatte, um höher zu wachsen. Manche Rasen hatten kahle Stellen, und viele Häuser waren schmutzig und ein bisschen ausgebleicht. Sie wunderte sich, dass die Leute, die darin wohnten, sie nicht einfach abwuschen oder strichen, damit sie wieder wie neu aussahen. Wenn sie eines Tages ein eigenes Haus hatte, würde sie es jede Woche in einer anderen Farbe streichen.

Den ganzen Weg die Redland Road hinunter dachte sie über verschiedene Farben für Häuser nach, dann hüpfte sie wieder, als sie die Fußbrücke über den Fluss überquerte – sie mochte das Kawumm, Kawumm dabei –, und eilte den Beekman Court hinunter, wo die Bäume sehr dicht standen. Obwohl Herrn Sellars' Haus ganz in der Nähe des Zaunes war, der die Grenze des Stützpunkts markierte, war das kaum zu erkennen, weil die Bäume und Hecken einem die Sicht versperren.

Das war natürlich das Erste gewesen, was sie zu dem Haus hingezogen hatte – die Bäume. Im Garten hinter dem Haus ihrer Eltern wuchsen Platanen und neben dem Fenster zur Straße eine Birke mit papierener Rinde, aber Herrn Sellars' Haus war rundherum von Bäumen *umgeben*, von so vielen Bäumen, dass man das Haus dazwischen kaum erkennen konnte. Als sie es zum ersten Mal gesehen hatte – das war, als sie Ophelia Weiner ihre entlaufene Katze Dickens hatte suchen helfen –, hatte sie gefunden, dass es genau wie ein Haus im Märchen wirkte. Als sie später wiedergekommen und die gewundene Kiesauffahrt hinaufgegangen war, hatte sie beinahe erwartet, dass es aus Pfefferkuchen war. Das war es natürlich nicht – es war einfach ein kleines Haus wie alle anderen –, aber es war dennoch ein sehr interessanter Ort.

Und Herr Sellars war ein sehr interessanter Mann. Sie wusste nicht, warum ihre Eltern nicht wollten, dass sie zu ihm nach Hause ging, und sie sagten es ihr auch nicht. Er sah ein wenig gruselig aus, aber das war ja nicht seine Schuld.



Christabel hörte zu hüpfen auf, damit sie das knirschige Gefühl beim Gehen auf Herrn Sellars' langer Auffahrt besser auskosten konnte. Es war ziemlich unsinnig, dass es überhaupt eine Auffahrt gab, denn das große Auto in seiner Garage war seit Jahren nicht mehr gefahren worden. Herr Sellars ging ja nicht einmal vor die Tür. Sie hatte ihn einmal gefragt, warum er ein Auto besitze, und er hatte irgendwie traurig gelacht und gesagt, es sei beim Haus mit dabei gewesen. »Wenn ich ganz, ganz brav bin«, hatte er zu ihr gesagt, »lassen sie mich eines Tages vielleicht in diesen Cadillac steigen, kleine Christabel. Dann mache ich das Garagentor ganz fest zu und fahre nach Hause.«

Sie hatte das für einen Witz gehalten, aber ganz verstanden hatte sie ihn nicht. Erwachsenenwitze waren manchmal so, und andererseits lachten Erwachsene selten über die Witze, die Onkel Jingle in seiner Netshow machte, und dabei waren die so lustig (und ziemlich frech, obwohl sie nicht genau wusste wieso), dass Christabel sich manchmal vor Lachen fast in die Hose machte.

Um an die Türklingel zu kommen, musste sie einen der Farne beiseiteschieben, die praktisch die ganze Veranda einnahmen. Dann musste sie lange warten. Schließlich ertönte Herrn Sellars' seltsame Stimme hinter der Tür, ganz pfeifend und leise.

»Wer da?«

»Christabel.«

Die Tür ging auf, und feuchte Luft kam heraus und der schwere grüne Geruch der Pflanzen. Sie trat rasch ein, damit Herr Sellars wieder zumachen konnte. Als sie das erste Mal bei ihm gewesen war, hatte er ihr erzählt, es sei schlecht für ihn, wenn er zu viel von der Feuchtigkeit hinausließe.

»So so, die kleine Christabel!« Er wirkte sehr erfreut, sie zu sehen. »Und welchem Umstand verdanke ich diese reizende Überraschung?«

»Ich hab Mami gesagt, dass ich zu Portia gehe, Otterland spielen.«

Er nickte. Er war so lang und gebückt, dass sie manchmal, wenn er wie jetzt beim Nicken den Kopf heftig auf und ab bewegte, Angst hatte, er könne sich seinen dünnen Hals verknacksen. »Aha, dann dürfen wir deinen Besuch nicht allzu sehr in die Länge ziehen, nicht wahr? Aber trotzdem sollten wir alles so machen, dass es seine Ordnung hat. Du weißt, wo du dich umziehen kannst. Ich denke, dort wird etwas hängen, das dir passt.«

Er fuhr mit dem Rollstuhl aus dem Weg, und sie eilte den Flur entlang. Er hatte recht. Sie hatten nicht viel Zeit, wenn sie nicht riskieren wollte, dass ihre Mutter bei Portia zuhause anrief, um sie an die Erbsen zu erinnern. Dann müsste sie sich eine Geschichte darüber ausdenken, warum sie nicht Otterland spielen gegangen war. Das war das Problem mit dem Lügen – wenn jemand anfang nachzuprüfen, wurde alles sehr kompliziert.

Das Umkleidezimmer war wie jedes Zimmer im Haus voller Pflanzen. Sie hatte noch nie so viele an einem Ort gesehen, nicht einmal in Frau Gullisons Haus, und Frau Gullison gab ständig mit ihren Pflanzen an, wie viel Arbeit sie wären, obwohl zweimal die Woche ein kleiner dunkelhäutiger Mann kam und alles Schneiden und Gießen und Graben machte. Herrn Sellars' Pflanzen dagegen kriegten zwar jede Menge Wasser, wurden aber nie geschnitten. Sie *wuchsen* einfach. Manchmal fragte sie sich, ob die Pflanzen eines Tages das ganze Haus zuwuchern würden und der komische alte Mann dann ausziehen musste.

Ein Bademantel genau in ihrer Größe hing an dem Haken hinter der Tür. Sie zog schleunig Shorts und Hemd, Strümpfe und Schuhe aus und steckte sie alle in den Plastikbeutel, genau wie Herr Sellars es ihr gezeigt hatte. Als sie sich bückte, um den letzten Schuh hineinzustecken, kitzelte einer der Farne sie am Rücken. Sie quiekte.

»Alles in Ordnung, kleine Christabel?«, rief Herr Sellars.

»Ja. Eine von deinen Pflanzen hat mich gekitzelt.«

»So etwas würde sie nie tun.« Er tat so, als wäre er böse, aber sie wusste, dass er Spaß machte. »Meine Pflanzen sind die wohlerzogensten auf dem ganzen Stützpunkt.«

Sie band den Frotteebademantel zu und schlüpfte in die Duschsandalen.

Herr Sellars saß in seinem Rollstuhl neben dem Apparat, der das ganze Wasser in die Luft blies. Er blickte auf, als sie hereinkam, und sein schiefes Gesicht machte eine Lachbewegung. »Ach, schön, dass du da bist.«

Als sie das Gesicht zum ersten Mal gesehen hatte, hatte sie sich gefürchtet. Die Haut war nicht bloß runzlig wie in Omas Gesicht, sondern sah beinah geschmolzen aus, wie das Wachs an einer weit heruntergebrannten Kerze. Er hatte auch keine Haare, und seine Ohren

waren nur Knubbel, die ihm seitlich vom Kopf abstanden. Aber er hatte ihr bei diesem ersten Mal erklärt, dass es ganz in Ordnung sei, Angst zu haben – er wüsste, wie er aussah. Es sei von einer schlimmen Verbrennung, hatte er erzählt, einem Unfall mit Flugzeugtreibstoff. Es sei sogar erlaubt, ihn anzugucken, hatte er ihr gesagt. Und sie hatte ihn angeguckt, und Wochen nach ihrer ersten Begegnung hatte sie immer noch von seinem Gesicht geträumt, das wie von einer geschmolzenen Puppe war. Aber er war sehr nett gewesen, und Christabel wusste, dass er einsam war. Wie traurig, ein alter Mann zu sein und ein Gesicht zu haben, auf das die Leute mit Fingern zeigten und über das sie Witze rissen, und in einem Haus sein zu müssen, wo die Luft immer kühl und feucht war, damit einem die Haut nicht wehtat! Er hatte eine Freundin verdient. Es gefiel ihr nicht, deswegen zu lügen, aber was blieb ihr anderes übrig? Ihre Eltern hatten ihr verboten, ihn weiter zu besuchen, aber ohne richtigen Grund. Christabel war schon fast erwachsen. Sie wollte Gründe gesagt bekommen.

»Also, kleine Christabel, erzähl mir etwas von der Welt.« Herr Sellars setzte sich im strömenden Dampf des Luftbefeuchters zurück. Christabel erzählte ihm von ihrer Schule, von Ophelia Weiner, die sich für was Besonderes hielt, weil sie ein Nanoo-Kleid hatte, bei dem sie die Form und die Farbe verändern konnte, wenn sie dran zog, und vom Otterlandspielen mit Portia.

»... Und weißt du, woran der Otterkönig immer merken kann, ob man einen Fisch dabei hat? Am Geruch?« Sie schaute Herrn Sellars an. Mit geschlossenen Augen wirkte sein knotiges, haarloses Gesicht wie eine Tonmaske. Sie überlegte gerade, ob er wohl eingeschlafen war, als seine Augen wieder aufklappten. Sie hatten eine total faszinierende Farbe, gelb wie die von Dickens, der Katze.

»Ich fürchte, ich bin mit den Verhältnissen im Otterreich nicht sehr bewandert, meine kleine Freundin. Ein sträfliches Versäumnis, wie ich erkennen muss.«

»Gab's das noch nicht, als du ein Junge warst?«

Er lachte, leise gurrend wie eine Taube. »Eigentlich nicht. Nein, nichts, was sich mit Otterland vergleichen ließe.«

Sie sah sein riefiges Gesicht an und verspürte eine ähnliche Liebe wie zu ihrer Mutter und ihrem Vater. »War es schlimm, als du Pilot warst? Damals in deiner Jugend?«

Sein Lächeln erlosch. »Manchmal war es schlimm, ja. Und manchmal war es sehr einsam. Aber es war das, wozu ich erzogen worden war, Christabel. Ich wusste das, seit ... seit der Zeit, als ich noch ein kleiner Junge war. Es war meine Pflicht, und ich war stolz darauf, sie zu erfüllen.« Sein Gesicht nahm einen etwas seltsamen Ausdruck an, und er beugte sich vor, um an seinem Wassergerät zu hantieren. »Nein, es war mehr als bloß das. Es gibt ein Gedicht, in dem heißt es:

*... Mein Grund zum Kampf war kein Du-musst,  
Nicht Ruhm, nicht Pflicht, nicht Gier nach Sieg,  
Ein einsamer Impuls der Lust  
Trieb mich in diesen Wolkenkrieg.  
Ich wog es ab, dann war's geklärt:  
Nichts wert schien, was die Zukunft bot,  
Was hingegangen war, nichts wert  
Gegen dies Leben, diesen Tod.«*

Er hustete. »Das ist Yeats. Es ist immer schwer zu sagen, was genau uns zu bestimmten Entscheidungen treibt. Besonders zu solchen, vor denen wir Angst haben.«

Christabel wusste nicht, was Jäitz war, und verstand nicht, was das Gedicht sagen wollte, aber es gefiel ihr nicht, wenn Herr Sellars so traurig dreinschaute. »Wenn *ich* mal groß bin, werde ich Ärztin«, sagte sie. Anfang des Jahres hatte sie noch gedacht, sie wollte vielleicht Tänzerin oder Sängerin im Netz werden, aber jetzt wusste sie es besser. »Soll ich dir erzählen, wo ich meine Praxis haben werde?«

Der alte Mann lächelte wieder. »Das würde ich liebend gern hören – aber wird es nicht langsam ein bisschen spät für dich?«

Christabel sah nach. Ihr Armband blinkte. Sie sprang auf. »Ich muss mich umziehen. Aber ich wollte eigentlich, dass du mir die Geschichte weitererzählst.«

»Das nächste Mal, Liebes. Wir wollen doch nicht, dass du Schwierigkeiten mit deiner Mutter bekommst. Es wäre mir sehr unangenehm, in der Zukunft auf deine Gesellschaft verzichten zu müssen.«

»Ich wollte, dass du mir die Geschichte von Hans fertig erzählst.« Sie eilte ins Umkleidezimmer und zog sich wieder an. In dem Plastikbeutel waren ihre Sachen trocken geblieben, genau wie gedacht.

»Ah, ja«, sagte Herr Sellars, als sie zurückkam. »Und wobei war Hans gerade, als wir aufgehört hatten?«

»Er war die Bohnenranke hochgeklettert und war jetzt im Schloss des Riesen.« Christabel war ein wenig beleidigt, dass er das nicht mehr wusste. »Und der Riese sollte bald zurückkommen!«

»Ah, genau, ganz genau. Der arme Hans. Schön, an der Stelle machen wir weiter, wenn du mich das nächste Mal besuchst. Jetzt aber los!« Er tätschelte ihr sanft den Kopf. So wie sein Gesicht dabei aussah, dachte sie, dass es vielleicht seiner Hand wehtat, sie anzufassen, aber er machte es jedes Mal.

Sie war schon so gut wie zur Tür hinaus, als ihr noch etwas einfiel, was sie ihn über die Pflanzen fragen wollte. Sie drehte sich um und ging zurück, aber Herr Sellars hatte seine Augen wieder geschlossen und sich in seinen Stuhl zurücksinken lassen. Seine langen, spindeligen Finger bewegten sich langsam, als ob er Fingerbilder in die Luft malte. Sie starrte ihn einen Moment lang an – sie hatte das noch nie gesehen und dachte, es sei vielleicht eine besondere Übung, die er machen musste –, dann merkte sie, dass Dampfwolken an ihr vorbei in die heiße Nachmittagsluft hinauswallten. Sie ging schnell wieder hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Die Übungen, wenn es denn welche gewesen waren, hatten einen privaten und leicht unheimlichen Eindruck gemacht.

Er hatte seine Hände in der Luft bewegt wie jemand, der im Netz war, fiel ihr plötzlich ein. Aber Herr Sellars hatte gar keinen Helm auf dem Kopf gehabt oder eines dieser Kabel im Hals wie einige der Leute, die für ihren Papi arbeiteten. Er hatte einfach die Augen zugehabt.

Ihr Armband blinkte noch schneller. Christabel wusste, dass es nur noch wenige Minuten dauern würde, bis ihre Mutter bei Portia zuhause anrief. Sie vertrödelte keine Zeit mehr mit Hüpfen, als sie über die Fußbrücke zurückging.